

**Kulturpreis Deutsche Sprache
2008
Ansprachen und Reden**

**Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck**

IFB Verlag Paderborn

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2008

Copyright © by

IFB-Verlag

im Institut für Betriebslinguistik

Schulze-Delitzsch-Straße 40

D-33100 Paderborn

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit

Genehmigung des Verlages

Druck: Difo-Druck, Bamberg

ISBN: 978-3-931263-84-3

**Kulturpreis Deutsche Sprache
2008
Ansprachen und Reden**

**Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck**

Redaktion: Sabine Pretscher

Inhalt

Begrüßung durch den Sprecher der Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache	5
Prof. Dr. Helmut Glück	
Grußwort der Hessischen Landesregierung	10
Ministerialdirigent Guenter Schmitteckert	
Grußwort der Stadt Kassel	13
Oberbürgermeister Bertram Hilgen	
Laudatio auf Marica Bodrožić	17
Dr. Maike Albath	
Dank	22
Marica Bodrožić	
Laudatio auf die Schweizerische Post	26
Felicitas Schöck, Eberhard-Schöck-Stiftung	
Dankrede im Namen der Schweizerischen Post	30
Dr. Ulrich Gygi, Konzernleiter	

Vom Glück, Deutsch zu sprechen.	35
Festrede auf die deutsche Sprache	
Ulrich Wickert	
Schlusswort	51
Eberhard Schöck	
Verzeichnis der bisherigen Preisträger	54
Was will der Kulturpreis Deutsche Sprache?	56
Kontakt	60

Zum Geleit

Zum achten Mal wurde im Jahr 2008 der Kulturpreis Deutsche Sprache im Blauen Saal der Stadthalle Kassel vergeben. Auch in diesem Jahr war dieser großartige Saal wieder gut gefüllt, auch in diesem Jahr wurde die Preisverleihung zu einem beeindruckenden Ereignis. Das war zum einen den beiden Preisträgerinnen verdankt, der Schriftstellerin Marica Bodrožić und der Schweizerischen Post, vertreten durch ihren Konzernleiter Dr. Ulrich Gygi, zum anderen aber dem Festredner des Nachmittags, Ulrich Wickert. Seine Gedanken über das „Glück, Deutsch zu sprechen“ sind in diesem Bändchen dokumentiert, ebenso die Lobreden auf die Preisträgerinnen und deren Antworten darauf sowie die Grußworte, die den Nachmittag einleiteten.

Die Stifterin des Preises, die Eberhard-Schöck-Stiftung (Baden-Baden), leistet nach wie vor den größten finanziellen Beitrag zu diesem Preis. Die Stadt Kassel unterstützt ihn tatkräftig durch organisatorische Hilfen und die Ausrichtung eines Empfangs. In diesem Jahr wurde der Preis außerdem durch eine großzügige Zuwendung der Hessischen Kulturstiftung gefördert. Zusätzliche Unterstützung erhielt er durch Spenden namhafter Unternehmungen aus Kassel: der Hübner GmbH, der Alstom GmbH, der Firma Bernhard Starke, der Kassel Tourist, der Kasseler Bank, der Kasseler Verkehrs- und Versorgungs GmbH, der K + S AG, der Plansecur Unternehmensgruppe, der Familie Kolb, der Schwind Consulting und der Spedition Jung. Ihnen allen gilt unser herzlicher Dank.

Wir verbinden diesen Dank mit der zuversichtlichen Hoffnung, Kassel auch in den kommenden Jahren für wenigstens einen Tag zur „Hauptstadt der deutschen Sprache“ machen zu können.

Helmut Glück
Walter Krämer
Eberhard Schöck

Anmerkung

Die Beiträge in diesem Bändchen sind in ihrer Rechtschreibung uneinheitlich. Einige Autoren verwenden die reformierte, andere die hergebrachten Regeln der deutschen Orthographie, und auch die Schweizerische Besonderheit, auf das „ß“ ganz zu verzichten, ist (begrifflicherweise) vertreten. Wir haben darauf verzichtet, vereinheitlichend einzugreifen, weil wir sicher sind, dass die Unterschiede die Lektüre nicht wesentlich beeinträchtigen.

Sabine Pretscher

Begrüßung durch den Sprecher der Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache

Prof. Dr. Helmut Glück

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie im Namen der Jury zur achten Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache.

Den Initiativpreis Deutsche Sprache erhält in diesem Jahr Marica Bodrožić. Frau Bodrožić stammt aus Dalmatien. Ihre erste Sprache ist das Kroatische. Sie zog als Kind, mit zehn Jahren, zu ihren Eltern, die in Deutschland lebten und arbeiteten, und zwar in Hessen. Das Deutsche wurde ihre zweite Muttersprache. Diese zweite Muttersprache beherrschte sie nach einigen Jahren so meisterlich, daß sie damit anfang, in dieser Sprache Literatur zu verfassen, sowohl Prosa als auch Ge-



Marica Bodrožić, Sabine Schöck, Eberhard Schöck, Ulrich Wickert, Eckhard Schöck, Felicitas Schöck, Dr. Ulrich Gygi

dichte. Die Laudatio auf Marica Bodrožić wird Frau Dr. Maïke Albath halten, Literaturwissenschaftlerin, Publizistin und Weggefährtin unserer Preisträgerin, und nicht, wie fälschlich angekündigt, Herr Dr. Sommer. Herzlich willkommen, Frau Bodrožić und Frau Dr. Albath, und natürlich auch Sie, Herr Dr. Sommer!

Der Institutionenpreis Deutsche Sprache geht an die Schweizerische Post. Die Deutsche Post stand übrigens nie als Preisträgerin zur Debatte. Es ist das erste Mal, daß wir einen großen Dienstleistungsbetrieb auszeichnen, und es ist das erste Mal, daß dieser Preis in die Schweiz vergeben wird. Darüber freut sich nicht nur die Preisträgerin mit ihren vielen Tausend Mitarbeitern in der Schweiz und in anderen Ländern, die ihre Arbeit in vier Sprachen tun, sondern offenbar auch die Schweizer Regierung. Sie wird hier vertreten durch Herrn Generalkonsul Julius Anderegg, den ich herzlich willkommen heiße.

Warum die Jury die Schweizerische Post als Preisträgerin erwählt hat, wird Ihnen Frau Felicitas Schöck in ihrer Laudatio erläutern. Dr. Ulrich Gygi, der Konzernleiter der Schweizerischen Post, wird den Preis in Empfang nehmen. Seien Sie willkommen, Herr Dr. Gygi und Frau Schöck!

Ich möchte nicht versäumen, auch die Delegation ausdrücklich willkommen zu heißen, die Herrn Dr. Gygi begleitet. Zu dieser Delegation gehören Frau Dorothe Eickholt und die Herren Dr. Robert Simon, Bernhard Butz, Carl Michael Nägele und Dr. Daniel Mollet.

Der Jacob-Grimm-Preis wird in diesem Jahr nicht vergeben, wie Sie sicher schon wissen. Der Grund dafür liegt darin, daß es unmöglich war, einen Termin zu finden, an dem der vorgesehene Preisträger den Preis hier in Kassel hätte entgegennehmen können. Und an einen Stellvertreter wollen wir unseren Preis nicht aushändigen, da sind wir eigen.

Wir haben uns deshalb etwas anderes einfallen lassen. Warum sollte nicht die deutsche Sprache selbst einmal im Mittelpunkt einer großen Rede hier in Kassel stehen? Und wer könnte sie halten: ein Schriftsteller? Ein Germanist? Ein Politiker? Ein Journalist? Wir einigten uns darauf, daß es ein Journalist sein sollte. Die Journalisten sind diejenigen, die täglich mit der Sprache umgehen, weil sie täglich Texte produzieren, schreibend und sprechend. Sie haben wahrscheinlich den größten Einfluß auf den Gebrauch unserer Sprache, im Guten wie im Schlechten, und namentlich im Fernsehen. Es gibt nur wenige Fernseh-Journalisten, die dafür

– unserer Meinung nach – in Frage kommen; aber es gibt sie. Wir haben deshalb Ulrich Wickert gefragt, ob er eine Lobrede auf unsere Sprache halten könnte. Zu unserer großen Freude hat er zugesagt, das zu tun. Er wird heute berichten „Vom Glück, Deutsch zu sprechen“. Herzlich willkommen, Herr Wickert!

Ich grüße sehr dankbar Eberhard und Sabine Schöck und die anderen Schöcks, die hierher gekommen sind. Eberhard Schöck verdanken wir, daß es den Kulturpreis Deutsche Sprache überhaupt gibt. Die Eberhard-Schöck-Stiftung ermöglicht es uns, der deutschen Sprache hier in Kassel jährlich ein Fest auszurichten – ein Fest, das ausstrahlt. Dafür danke ich, danken wir alle Eberhard Schöck und seiner Stiftung sehr herzlich. Herr Schöck wird im Anschluß an die Rede von Herrn Wickert einige Worte an uns richten.

Das Grußwort der Landesregierung wird der Abteilungsleiter für Kultur und Kunst im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Herr Ministerialdirigent Guenter Schmitteckert, sprechen. Die Grüße der Stadt Kassel wird uns Oberbürgermeister Bertram Hilgen überbringen. Ich begrüße Sie beide aufs Freundlichste!



Oberbürgermeister Bertram Hilgen (links) und Prof. Dr. Helmut Glück

Ich begrüße die Abgeordneten des Deutschen Bundestages, die heute unter uns sind, Frau Dyckmans und Herrn Gehb, ebenso die anwesenden Mitglieder des Hessischen Landtages. Ich begrüße die Stadtverordneten und Magistratsmitglieder der Stadt Kassel, an ihrer Spitze Herrn Jürgen Kaiser, weiterhin die Landräte, Bürgermeister und Kommunalpolitiker aus Nordhessen, ebenso den Präsidenten der Universität Kassel, Herrn Prof. Postleb.

Ausdrücklich möchte ich diejenigen willkommen heißen, die diese Preisverleihung durch finanzielle Zuwendungen unterstützen, nämlich einige Kasseler Unternehmungen. Dankbar begrüße ich die Vertreter der Hübner GmbH, der Alstom GmbH, der Firma Bernhard Starke, der Kassel Tourist, der Kasseler Bank, der Kasseler Verkehrs- und Versorgungs GmbH, der K + S AG, der Plansecur Unternehmensgruppe, der Familie Kolb, der Schwind Consulting und der Spedition Jung. Sie, meine Damen und Herren, tragen nämlich Wesentliches bei zu unserem Preis und zum Gelingen des Festes, das wir feiern. Wir brauchen ideelle Unterstützung, wir brauchen technische und organisatorische Mithilfe – darauf komme ich noch – und wir brauchen Finanzmittel, um den Kulturpreis Deutsche Sprache zu gestalten. Ihre Bereitschaft, uns ideell und pekuniär zu unterstützen, hilft uns sehr. Dafür danken wir Ihnen von Herzen.

Ein besonderer Dank geht an die Hessische Kulturstiftung, die unseren Preis in diesem Jahr mit einer namhaften Summe unterstützt. Das verdanken wir ganz wesentlich der Fürsprache zweier Politiker, nämlich Dr. Christian Wagner, dem Vorsitzenden der CDU-Fraktion im Hessischen Landtag, und Bertram Hilgen, dem sozialdemokratischen Oberbürgermeister der Stadt Kassel. Sie sehen, daß unser Preis eine Große Koalition hinter sich weiß – und das in Hessen!

Der Preis, den wir heute verleihen, wird von der Eberhard-Schöck-Stiftung gemeinsam mit dem Verein Deutsche Sprache, dem VDS, vergeben. Der VDS ist eine Bürgerinitiative zugunsten der deutschen Sprache. Er ist die größte Bürgerinitiative seiner Art. Er setzt sich im Alltag, im Lokalen, aber auch in der großen Politik für die Geltung unserer Sprache ein. Der VDS betreibt das, was wir mit unserem Preis fördern wollen. Unser Preis hat etwas durchaus Politisches: Er will den Wert und die Würde unserer Sprache nicht nur bewahren, sondern auch fortentwickeln. Wie der VDS ist unser Preis ein Kind der Bürgergesellschaft. Er beruht auf freiwilligem bürgerschaftlichen Einsatz für eine öffentliche Angelegenheit. Mit Parteipolitik hat er nichts zu tun. Die deutsche Sprache muß das Anliegen aller Demokraten deutscher Sprache sein und bleiben, über Länder- und Partei-

grenzen hinweg. Hier treffen sich die Anliegen der Eberhard-Schöck-Stiftung und die des VDS, und sie ergänzen sich gegenseitig.

Ich begrüße den Vorstand des VDS und namentlich seinen Vorsitzenden, Prof. Walter Krämer. Ich begrüße den Wissenschaftlichen Beirat des VDS und seinen Vorsitzenden, Prof. Duhamel aus Antwerpen. Und natürlich grüße ich recht herzlich alle VDS-Mitglieder, die zu uns gekommen sind, und Sie alle, meine Damen und Herren.

Danken möchte ich schließlich all denen, die diese Festveranstaltung organisiert haben. Stellvertretend für alle Mitarbeiter der Stadt Kassel, die uns tatkräftig unterstützt haben, möchte ich mich bedanken bei Frau Füchsel und Frau Becker sowie bei Frau Siebenschuh vom Kongress Palais Kassel. Ein weiterer Dank geht an Sabine Pretscher, die in Bamberg die Fäden in der Hand hielt. Endlich danke ich den Künstlerinnen, die diesen Abend musikalisch begleiten, nämlich Yuko Kawashima und Friederike Voß.

Sie werden nun zunächst die Grußworte von Herr Ministerialdirigent Guenter Schmitteckert vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst und von Oberbürgermeister Bertram Hilgen hören. Darauf folgen die Preisverleihungen, die Rede von Ulrich Wickert und einige Worte von Eberhard Schöck. Das Schriftband oben über der Bühne wird Sie sicher durch den Nachmittag führen und Sie noch einmal daran erinnern, wem wir das alles verdanken, nämlich der Eberhard-Schöck-Stiftung sowie den erwähnten Kasseler Firmen und der Hessischen Kulturstiftung, die uns so großzügig unterstützen.

Ich wünsche uns allen eine kurzweilige Festveranstaltung und bitte nun Herrn Schmitteckert, das Wort zu ergreifen.

Grußwort der Hessischen Landesregierung

Ministerialdirigent Guenter Schmitteckert

Sehr geehrter Prof. Glück, lieber Herr Oberbürgermeister Hilgen, alle bisher Genannten, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Namen der Hessischen Landesregierung begrüße ich Sie alle herzlich hier im Kongress Palais in Kassel zu einem ebenso klugen wie unterhaltsamen Nachmittag. Dass der Kulturpreis Deutsche Sprache ausgerechnet hier in Kassel verliehen wird, in der Stadt, in der Jacob und Wilhelm Grimm so kreative und produktive Jahre ihres Lebens verbracht haben, ist ein gutes Omen für diese Stadt und für diese Auszeichnung. Das freut natürlich einen hessischen Kulturabteilungsleiter sehr.

So danke ich den Initiatoren des Kulturpreises Deutsche Sprache für ihre Arbeit ebenso herzlich wie der engagierten Jury. Hessen war nicht nur zuzeiten der Brüder Grimm, Hessen ist auch heute ein Literaturland. In Frankfurt haben wir zum Beispiel die Buchmesse mit der alljährlichen Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. In Darmstadt wird alljährlich der höchste deutsche Literaturpreis, der Büchner-Preis, verliehen – in diesem Jahr übrigens genau zeitgleich zu unserer heutigen Veranstaltung –, denn in Darmstadt ist die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung zuhause. Dort hat auch das deutsche PEN-Zentrum seinen Sitz. Da passt der Kulturpreis Deutsche Sprache in der Brüder-Grimm-Stadt Kassel gut ins Bild.

Wir haben in Hessen eine große Verlagsdichte. Viele richtungsweisende Verlagsprogramme werden bei uns in Hessen entwickelt. Pars pro toto erinnere ich an die Suhrkamp-Kultur und an die wissenschaftlich wie literarisch prägende Arbeit des S. Fischer Verlags. Zahlreiche Literaturmuseen vom Brüder Grimm-Museum in Kassel bis zum Freien Deutschen Hochstift mit dem Goethe-Haus in Frankfurt, vom Büchnerhaus in Riedstadt-Goddelau bis zum Brentanohaus in Winkel im Rheingau, zahlreiche Literaturhäuser und Literaturveranstalter ziehen überall in Hessen Tausende von Besucherinnen und Besuchern an. Ich nenne hier nur die schon fast zur kleinen, aber feinen Tradition gewordene Veranstaltungsreihe Leseland Hessen, die renommierte Autoren an viele Orte ins herbstliche Hessen lädt.

Zum Beispiel vor anderthalb Wochen den heutigen Festredner Ulrich Wickert, den ich letzte Woche live in Marburg erleben durfte. Ich sage Ihnen, es war ein Genuss.

Auch die Reihe *Literaturland Hessen*, für die sich der Hessische Rundfunk ebenso engagiert wie der Hessische Literaturrat, will ich nicht unerwähnt lassen. Die reiche literarische Tradition unseres Bundeslandes ist in den drei gemeinsam mit dem ADAC herausgegebenen Broschüren *Nordbessen*, *Die Mitte* und *Südbessen* buchstäblich verortet. Ich empfehle allen Literaturfreunden einen literarischen Familienausflug mit einer dieser schön illustrierten Broschüren in der Hand.

Hessen war und ist auch ein Land der Autoren. Johann Wolfgang von Goethe, Georg Büchner, die Brentanos und die Arnims, die Grimms, aber auch Robert



Ministerialdirigent Guenter Schmitteckert

Gernhardt, Eva Demski, Martin Mosebach, Bodo Kirchhoff, Andreas Maier, die Kasseler Christine Brückner, Gila Lustiger, Nadja Einzmann lebten oder leben in Hessen. Sie merken, meine Damen und Herren, ich nähere mich nun der Gegenwartsliteratur. Und die beiden letztgenannten Autorinnen geben mir die gute Gelegenheit, an unser junges *Literaturforum Hessen-Thüringen* zu erinnern, das alljährlich junge Schreibende zwischen 16 und 25 zu einem Schreibwettbewerb einlädt. Ricarda Junge zum Beispiel und Nadja Einzmann haben nämlich ihre Schreibkarrieren als Preisträgerinnen in diesem Wettbewerb begonnen, der in diesem Herbst selbst schon 25 Jahre alt wird.

Ich könnte noch viel zum Literaturland Hessen sagen, aber meine Zeit ist begrenzt. So will ich nur noch daran erinnern, dass auch der große Kritiker Marcel Reich-Ranicki bei uns in Hessen seine Zelte aufgeschlagen hat. Fast so kritisch wie er waren auch Sie, meine Damen und Herren aus der Jury. Im *Deutschen Wörterbuch* der Grimms habe ich nachgeschlagen, was dort unter dem Stichwort „Preis“ steht. Ich zitiere: „höhere geltung und wertschätzung im urtheile anderer, erworbenes oder gespendetes hohes lob, ehre, ruhm“ ist da unter anderem zu lesen.

Die „höhere Geltung und Wertschätzung“ der Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache zu erlangen ist gar nicht so einfach. Sie haben es sich nicht leicht gemacht, meine Damen und Herren von der Jury, und den Jacob-Grimm-Preis, wie wir gehört haben, erst gar nicht vergeben. Und auch darin sind Sie Marcel Reich-Ranicki sehr nahe: Sie lieben und pflegen die deutsche Sprache, aber Sie tun das mit einem weltoffenen Blick. In diesem Jahr zeichnen Sie mit dem Initiativpreis Deutsche Sprache eine deutsche Autorin aus, die ihre ersten Schritte ins Leben und in die Sprache im wunderschönen Dalmatien gemacht hat, und mit dem Institutionenpreis Deutsche Sprache einen Schweizer Unternehmensführer dafür, dass er die deutsche, aber auch die anderen Schweizer Amtssprachen pflegt.

Auch im Namen der Hessischen Landesregierung gratuliere ich Marica Bodrožić und Dr. Ulrich Gygi zur verdienten Auszeichnung und der Jury zu ihrer guten Wahl. Und allen gratuliere ich nicht zuletzt zu dem Privileg, dem ebenso klugen wie unterhaltsamen Festredner Ulrich Wickert nachher zuhören zu dürfen.

Vielen Dank!

Grußwort der Stadt Kassel

Oberbürgermeister Bertram Hilgen

Sehr verehrter, lieber Herr Prof. Glück, Herr Schöck, verehrte Preisträger, liebe Gäste, meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich freue mich sehr, Sie anlässlich der diesjährigen Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache hier in Kassel, an dem angestammten Orte in unserer Stadthalle, begrüßen zu können, und heiße Sie auch im Namen einer ganzen Reihe von Kolleginnen und Kollegen aus Magistrat und Stadtverordnetenversammlung aufs Herzlichste willkommen.

Ich, wir, die Stadt freuen uns sehr, dass der Kulturpreis Deutsche Sprache traditionell und damit auch in diesem Jahr in der documenta-Stadt und der Stadt der Brüder Grimm verliehen wird. Ich glaube, ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, dass das auch in den nächsten Jahren so sein wird. Dem Verein Deutsche Sprache und der Eberhard-Schöck-Stiftung haben wir für diese Initiative herzlich Dank zu sagen: „Vielen Dank!“



Oberbürgermeister Bertram Hilgen

Wir freuen uns auf alle Beiträge, die uns heute erwarten, besonders auch auf den angekündigten Titel „Vom Glück, Deutsch zu sprechen“. Das lässt Interessantes erwarten. Der Festredner des heutigen Tages blickt auf eine außerordentlich bewegte und erfolgreiche Karriere zurück, die beim Hörfunk begann und ihn schon früh – 1969 nämlich – zum Fernsehen führte. Wer den Namen Wickert hört, der denkt na-

türlich an das Gesicht der Tagesthemen von 1991 bis 2006. Seriosität, Kenntnisreichtum, intellektueller Witz zeichneten und zeichnen ihn aus. Deswegen sind wir froh, Sie heute begrüßen zu können, und gespannt auf das, was Sie uns „vom Glück, Deutsch zu sprechen“ kundtun werden. Vielen Dank und herzlich willkommen in unserer Stadt, Herr Wickert.

Der ganz besondere Gruß gilt natürlich denen, zu deren Ehren wir uns heute hier versammelt haben, den Preisträgern 2008. Ich heiße Sie, sehr geehrte Frau Bodrožić und auch Sie, Herr Dr. Gygi, in der Fulda-Metropole hier in Nordhessen ganz herzlich willkommen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, zum achten Male wird der Kulturpreis Deutsche Sprache vergeben. Die Liste der Preisträger ist inzwischen so lang wie bemerkenswert.

Den Initiatoren ist es in den zurückliegenden Jahren immer wieder und – wie ich denke – in ganz hervorragender Weise gelungen, den wichtigen Zielsetzungen, die sich mit der Stiftung dieses Preises verbinden, öffentliche Aufmerksamkeit zu verschaffen. Der Kulturpreis Deutsche Sprache hat sich ebenso wie der Verein Deutsche Sprache konsequent in den Dienst der Erhaltung und der kreativen Entwicklung der deutschen Sprache gestellt und fühlt sich dabei der Tradition der Aufklärung verpflichtet. Sprache, meine sehr verehrten Damen und Herren, gibt die Identität von Menschen wieder, ihre Tradition, ihr Wissen, ihre Erfahrung, ihr Lebens- und ihr Weltbild, und zwar auf einer langen Strecke von Jahren. Und sie ist dabei nicht statisch, sie reflektiert selbstverständlich die gesellschaftlichen Entwicklungen.

Wenn wir es, um ein Beispiel zu nennen, ernst nehmen, mit dem Gedanken der Integration und ihn nicht als Assimilation falsch verstehen, dann liegt es in der Natur der Sache, dass sich die Sprache, auch unsere, die deutsche Sprache, verändert in einer Gesellschaft, in der bereits heute ein Drittel Menschen leben, die aus anderen Ländern dieser Erde hierher gekommen sind. Veränderung an sich muss uns, so glaube ich, nicht schrecken, wohl aber Verwahrlosung, Vergröberung und Unachtsamkeit – sei es aufgrund missverstandener Modernität, sei es aufgrund von Desinteresse oder Gedankenlosigkeit.

Wie wir heute im Alltag sprechen und schreiben, wird, mitunter ohne dass wir es bewusst zur Kenntnis nehmen, zunehmend von den Medien und von Fachspra-

chen geprägt. Wer einmal versucht, sich mit jemandem über Informationstechnologien zu unterhalten, der wird nicht mehr viel von der deutschen Sprache finden, auch wenn es durchaus in der einen oder anderen Weise möglich wäre. Darüberhinaus ist natürlich die deutsche Sprache vielfältigen Einflüssen der internationalen Kommunikation ausgesetzt, ob im Wirtschaftsleben, in der Wissenschaft, im Kulturbereich oder im Alltagsleben. Es wird viel und häufig – manchmal unbedacht – gechattet, gedatet, geshoppt, gechillt, gecancelt, gestylt, gecheckt, gemanagt – ich könnte das noch einige Minuten lang fortsetzen. Auf die Spitze treiben wir es bei Wortschöpfungen, die es im Englischen gar nicht gibt, wie beispielsweise beim ‚Handy‘. Es gibt noch eine weitere, nämlich ‚Public Viewing‘. Wenn man in England jemanden zum ‚Public Viewing‘ einlud, dann würde er die Stirn in Falten legen; wir denken dabei an frohe, öffentliche Präsentation von Fußballspielen, in England steht ‚Public Viewing‘ für die öffentliche Aufbahrung eines Verstorbenen.

Beunruhigend, meine sehr verehrten Damen und Herren, wird es dort, wo man diese englischen Begriffe verwendet, obwohl es unnötig ist und im Zweifelsfall nur dazu führt, dass Menschen aufgrund von Verständnisschwierigkeiten von der Kommunikation ausgeschlossen werden.

Eine der beiden heutigen Preisträgerinnen, die Schweizerische Post, hat sich hier bewusst und wohltuend abgegrenzt und ist ihren eigenen Weg gegangen. Und dafür erhält sie heute den Institutionenpreis Deutsche Sprache. Solche Signale, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind wichtig. Sie können auch für andere eine positive Ermunterung zur Nachahmung sein. Ich glaube, wenn wir uns an der Schweizer Post ein Vorbild nehmen, was die Sprache angeht, dann können wir es auch tun mit Blick auf viele andere öffentliche Einrichtungen in der Schweiz. Ich bin einmal über die Alpen gewandert. Man kommt dann in die schöne Schweiz, findet dort in jedem Ort, und sei er noch so klein, eine Post, auf der man seine Geldgeschäfte regeln kann, und einen Bus, der sauber ist, und einen Busfahrer, der in einer ordentlichen Uniform mit Handschuhen freundlich den Gast weiterfährt. Ich denke, das ist etwas, an dem sich Deutschland ein gutes Beispiel an unserem Nachbarland nehmen kann.

Ich spreche Ihnen, sehr verehrter Herr Gygi, meine Hochachtung und Wertschätzung aus, nicht nur für die Auszeichnung des heutigen Tages, sondern auch dafür, dass Sie sich und Ihr Unternehmen mit Entschiedenheit und Verantwortungsbe-

wusstsein gegen einen weit verbreiteten Trend und für die Belange Ihrer Kundinnen und Kunden einsetzen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, der Kulturpreis Deutsche Sprache ist kein Literaturpreis, sondern eine Auszeichnung, die hervorragenden Einsatz für die deutsche Sprache und zukunftsweisende kreative und sprachliche Leistungen anerkennt. Und doch wird mit dem Kulturpreis Deutsche Sprache dieses Jahr eine Schriftstellerin ausgezeichnet. Zur deutschen Sprache haben Sie, sehr geehrte Frau Bodrožić, eine ganz besondere Beziehung, ja, eine besondere Liebe entwickelt, und Ihre auf Deutsch entstandenen Erzählungen sind von diesem Verhältnis zur neu gelernten Sprache sehr geprägt. Einen Text von Ihnen finde ich wunderbar: „Wir waren in ein Land gezogen, dessen Sprache ich noch nicht sprach, die mich aber eigenartig umspülte, als schwömme ich in ihr wie in einem Bassin voller wundersamer Töne.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, sehr verehrte Gäste, ich bin gespannt und freue mich nun auf die Vorträge der Laudatoren und die Erwiderungen der Preisträger.

Zum Schluss danke ich noch mal ganz herzlich allen, die dazu beigetragen haben, insbesondere der Stiftung, dass wir uns heute wieder in Kassel versammeln konnten, dass wir interessante Reden hören werden, die uns auch ein Stück Gewissheit darüber vermitteln, dass die Zielsetzung der Stiftung keinesfalls etwas Theoretisches ist, sondern etwas, was zum täglichen Leben konkreten Bezug hat.

Herzlichen Dank, herzlichen Glückwunsch an die Jury, es war diesmal nicht so ganz leicht, aber die Entscheidung ist genauso souverän und richtig wie in den Jahren zuvor. Vielen Dank!

Laudatio auf Marica Bodrožić

Dr. Maike Albath

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Marica Bodrožić,

ein „wärmendes Kleidungsstück“ sei das Deutsche, „ein Gewirk aus Bewegungen, Tönen, Gerüchen, Kopf- und Körperhaltungen“, schreibt Marica Bodrožić in ihrem Essay *Sterne erben, Sterne färben*. Der schöne Text hat ihre Sprachbiographie zum Gegenstand. 1973 in den dalmatinischen Bergen geboren, wurde die Schriftstellerin mit neun Jahren aus dem damaligen Jugoslawien nach Hessen verpflanzt. Sie verlor ihren bisherigen Bezugsrahmen, die gültigen Sprachmuster. Nichts passte mehr, aber die Auflösung der bisherigen Gesetzmäßigkeiten und die Erfahrung der Fremdheit bedeutete auch Freiheit – ein Vorstoßen in neue semantische Gefilde. Plötzlich gibt es, wie es bei ihr heißt, ein „zweifaches Leben“, es gibt viele Wörter für eine Sache. Damit erfährt Marica Bodrožić am eigenen Leib – am eigenen Sprach-Leib – eine sprachphilosophische Erkenntnis. Denn jede Sprache vermittelt



Dr. Maike Albath

einen anderen Blick auf die Welt. In dieser Vielfalt der Weltansichten liegt, wie uns Wilhelm von Humboldt lehrt, der Reichtum der Sprache verborgen. Wer im Besitz mehrerer Sprachen ist, trägt automatisch eine ganze Serie von Wahrnehmungen und Bezeichnungen ein und desselben Gegenstandes in sich. Marica Bodrožić ist schon durch ihre Biographie und ihre Verankerung in mehreren Idiomen

zu einer Sprach-Expertin geworden. Ihre Erfahrungswelten sind Sprachwelten, und das ist bis heute der Untergrund ihres Schreibens. Der Schock der völligen sprachlichen Fremdheit war vermutlich sogar die Voraussetzung dafür.

Sprachliche Fremdheit ist ein Grundbestandteil der Sprache überhaupt. Das macht ihre Schönheit ja gerade aus. Jedes Individuum hat eine eigene Sprache, eine typische Intonation und Klangfarbe, und auch ein eigenes Ausdrucksvermögen, einen besonderen Wortschatz, in dem sich Spuren seiner Herkunft, von Slang oder Fachvokabular ablagern. Obwohl wir uns miteinander verständigen können und dieselbe Sprache sprechen, bleibt ein Rest von Nicht-Verstehen erhalten. Dieses Unverständnis ist sogar notwendig, es ist der Grund des Sprechens – denn wenn wir uns, wie es laut der Bibel die Engel tun, direkt in die Seele schauen könnten, brauchten wir den Umweg über die Sprache nicht zu nehmen. Dieser Umweg ist unser Reichtum, aber er produziert immer auch Uneindeutigkeit, was von den Philosophen häufig beklagt wurde. John Locke hat die Wörter einmal als den „mist before our eyes“ bezeichnet, die den klaren Blick auf die Dinge verschleiern und die Erkenntnis der Wahrheit vernebeln. Aber dieser Nebel ist das kreative Potenzial der Sprache, es ist das Terrain der Dichtung. Hier kann das sprachschöpferische Talent einer Schriftstellerin ansetzen.

Für Marica Bodrožić wird das Fremde zu einem produktiven Element ihres Schreibens, und darin zeigt sich ihre Verwandtschaft mit dem großen preußischen Gelehrten Wilhelm von Humboldt. Wilhelm von Humboldt hat durch seine Begegnung mit dem Fremden – bei ihm waren es zuerst die Basken, später die Indianer und die Südseebewohner – in seinen sprachvergleichenden Studien als Erster die Sprache als eine „Arbeit des Geistes“ verstanden. Mit der Sprache „scheiden wir uns von der Welt ab“, sagt er, wir weben und leben in ihr, und in jeder Sprache weben und leben wir anders. „Das Denken ist aber nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten“, heißt es bei ihm. Also ist das Denken sprachlich verfasst. Für Humboldt ist die Sprache immer auch das Hören der Stimme: Sie ist auf ein Du gerichtet, auf den Anderen, auf die Gesellschaft. Das kommunikative Element rückt in den Vordergrund. Sprechen und Denken ist ein Miteinander-Sprechen-Denken, und es geht ihm immer darum, den Charakter der anderen Sprache zu erfassen: also darum, in die andere Kultur einzudringen, die sich schließlich in der Sprache ausdrückt. Auch das passt zu dem Ansatz von Marica Bodrožić. In der Erzählung *Tito ist tot* aus dem gleichnamigen Debütband denkt sich ein kleines

Mädchen Geschichten aus zu den rätselhaften Gepflogenheiten der Erwachsenenwelt und deutet die Zeichen auf ihre Weise: den Tod des Genossen Tito und die Zerwürfnisse im Dorf. In einer anderen Erzählung mit dem Titel *Die Beichte* fertigt die Ich-Erzählerin Gottesbeobachtungen an und gibt den religiösen Ritualen einen ihr verständlichen Inhalt. Das Erzählen ist bei ihr immer auch ein Sprach-Erzählen, ein Abtasten von Ausdrucks- und Wahrnehmungsformen. In dem Roman *Der Spieler der inneren Stunde* wird Bodrožićs Heldin Jelena Felder aus ihrem dalmatinischen Zuhause nach Deutschland katapultiert und dem vertrauten Großvater entrissen. Sie reagiert darauf mit einer erzählerischen Inbesitznahme der alten und der neuen Welt, mit einer Einverleibung. Die Autorin erzählt von dem Kind, wie es während der Ferien nach Dalmatien zurückkehrt, dem Großvater die Haare wäscht, das alte Steinhaus in Besitz nimmt, es putzt und wohnlich macht. Diese Bewegung der Inbesitznahme vollzieht die Autorin auch auf formaler Ebene nach. Ihre Sprache formt die Wirklichkeit neu, sie findet Metaphern, Vergleiche und Allegorien für die inneren Geschehnisse.

Gerade die Verpflanzung von einem Land und einer Sprache in ein fremdes Land und eine fremde Sprache wird also zum Ausgangspunkt eines neuen Sprachgefühls. Bei Marica Bodrožić hat das Wort einen weiten Echoraum. Sie lädt das Deutsche mit neuer Energie auf, und das ist schon eine fast missionarische Tätigkeit, wenn wir bedenken, wie sehr unsere Alltagssprache mit globalesischen Ausdrucksweisen kokettiert: Man wird in eine schickere ‚location‘ ‚upgegraded‘, um dort ein bisschen zu ‚chillen‘, man ‚gendet‘ oder man besucht einen Kurs für ‚best ager‘. Bei Marica Bodrožić gibt es gerade keinen gefälligen Flirt mit den modernistischen Sprachformen, das wäre ihr viel zu langweilig. Eher zieht sie das Archaische an, vergessene Wörter, poetische Redeweisen, altertümliche Satzstrukturen. In ihren Erzählungsbänden *Tito ist tot* und *Der Windsammler*, in ihrem Roman *Der Spieler der inneren Stunde*, in ihren Essays und Gedichten geht die Schriftstellerin der Spur der Sprache nach, ist erfinderisch und phantasievoll im Umgang mit ihrem Wortmaterial. So verleiht sie abstrakten Vorgängen größere Konkretizität und spricht zum Beispiel vom „zeitsplitternden Staunen“. An einer anderen Stelle schreibt sie den Sätzen bestimmte Farben zu und bezeichnet die gesagten Worte als ein „innen gebündeltes Sterne verschieben“. Es gibt „Lachregen“ und „Augentänze“. Ebenso können im Sprechen „Lücken aus Licht“ auftauchen – die Wörter, so ließe sich Bodrožićs Formulierung deuten, haben einen Bedeutungshof, aber zwischen den einzelnen Wörter gibt es Zwischenräume, flirrende Grenzgebiete, in denen die Bedeutung verschwimmt. Dass in diesem Zusammenhang vom Licht

die Rede ist, lässt auf eine positive Wahrnehmung dieses Phänomens schließen. Bei Lichtlücken denkt man an etwas Helles, Offenes und Bereicherndes. In der Erzählung *Das Muttermerkmal* wird die Erfahrung mit dem Deutschen beschrieben als ein Schwimmen „in einem Bassin voller wunderschöner Töne“. In einer anderen Geschichte „springen Gedanken wie Hunde aus ihren armen Hütten heraus“. Bodrožić sucht also nach Bildern, um kognitive Vorgänge sinnfällig zu machen. Es ist kein Zufall, dass sie in einer Erzählung aus ihrem Band *Der Windsammler* den Beruf des „Bildinspektors“ erfindet: jemand, der Sprachbilder kontrolliert, die in den Köpfen der Menschen hin und her schwappen. Da ist zum Beispiel von einer Lichtharfe die Rede, nach der der Bildinspektor sucht. Auch ein „Gedankenprotokollant“ kommt vor. All dies sind typische Begriffe für Marica Bodrožić: Neologismen, Erfindungen, mit denen sie die Spannweite der Sprache ausprobiert.

Immer wieder geht die Schriftstellerin weit über den Alltagsgebrauch von Sprache hinaus und gewinnt dem Deutschen neue Facetten ab, überdehnt und überspannt es, um es wie ein Jojo wieder zurückschnellen zu lassen. Dabei liegt die erste Sprache wie ein Schatten hinter der zweiten. Durch die Mehrsprachigkeit vollziehen sich in ihrem Geist kleine, rätselhafte Spektakel der Doppeldeutigkeit, die sich dann einstellen, wenn man beim Umgang mit den Dingen mit mehreren Sprachen operiert. Marica Bodrožić erweitert die deutsche Wirklichkeit um diese zusätzliche Dimension. Die Autorin, die in ihren Büchern mehrfach von dem schmerzhaften Verlust des Kindheitsidioms erzählt und vielleicht aber gerade deshalb „in den Wörtern ankommt“, wie sie es nennt, ist eine Sprachspielerin. Die Sprache war für sie immer ein Ort der Rettung und ein Zuhause. Für uns ist die sprachspielerische Marica Bodrožić ein Glücksfall. Sie erneuert das Deutsche, sie zeigt uns seine Ecken und Kanten auf, macht uns auf untergründige Bedeutungsebenen aufmerksam, und sie dringt an die Ränder des Sagbaren vor. In diesem Sinne ist sie eine echte Humboldtianerin. „Alle Sprachformen sind Symbole, nicht die Dinge selbst, nicht verabredete Zeichen“, erklärt Humboldt, „sondern Laute, welche mit den Dingen und Begriffen, die sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind, und immerfort entstehen, sich in wirklichem, wenn man es so nennen will, mystischen Zusammenhänge befinden“. In der Sprache sind die Gegenstände der Wirklichkeit aufgelöst in Ideen enthalten; sie ist etwas Lebendiges, ein organisches Gebilde. Und genau in dieser Sphäre weiß sich Marica Bodrožić zu bewegen.

Das poetische Sprechen, das ist das große Privileg, ist durch Freiheit gekennzeichnet. In der Literatur kann sich die Sprache erholen von den Anfeindungen des

Alltäglichen, von der Kontamination durch Wirtschaftssprech oder stylischen Umgangston. Sie kann zu sich selbst kommen und sich in ihrer Fülle zur Schau stellen. Gleichzeitig ist das dichterische Sprechen praktizierte Utopie, denn hier fallen die Zwänge des normalen Sprechens weg. Relevanz, Wahrheit, Informationsgehalt – all das zählt nicht. Der Sprachwissenschaftler Leo Spitzer sagt, dass der Schriftsteller in seiner Sprache „eine Veränderung der Seele der Epoche“ zeigen müsse. Marica Bodrožić hat dieses Geschick: Sie ist ein Seismograph der deutschen Sprache.



Prof. Dr. Helmut Glück überreicht Marica Bodrožić den Initiativpreis Deutsche Sprache (links die Laudatorin Dr. Maïke Albath)

Dank

Marica Bodrožić

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrte Jury,

in der Sprache beheimatet zu sein, das ist eine gefährliche Angelegenheit, für die man sich als schreibender Mensch aber entscheiden muss, obwohl man weiß, dass es in der Sprache alles andere als ein Dach über dem Kopf gibt. Von Buch zu Buch baut ein Schriftsteller an seinem Haus. Es handelt sich absurderweise jedoch dabei um ein Gebäude, das gar nicht fertig gestellt werden kann, es sei denn, man zählt sich zu denen, die alles schon im Vorfeld wissen und fleißig einem Plan folgen.

Ich gehöre den Unwissenden an, jenen, die schreiben, um dem Leben durch die Schrift zu begegnen und es auf diese Weise auszuhalten. Das Leben fließt, ich kann es nicht bändigen, auch im Schreiben waltet es selbsttätig vor sich hin und führt mich an innere und äußere Orte, die ich vorher überhaupt nicht kannte.

Und kann man etwas ohne Sprache kennen?

Das Schreiben bringt mir bei, dass ich nichts weiß.



Marica Bodrožić

Wenn ich schon alles wüsste, würde ich mich ganz bestimmt nicht für das Schreiben und ganz gewiss für das Schweigen entscheiden. Und ob ich es will oder nicht: Schreiben und Schweigen gehören bei mir fest zueinander. Das eine bedingt und bringt das andere hervor. Ich habe keine andere Wahl als mich meinem Schicksal zu ergeben. Der russische Dichter Joseph Brodsky hat einmal davon gesprochen, dass Sprache tatsächlich Schicksal sei. Und auch ich bin mir sicher, man wird nicht zufällig Schriftsteller in einer bestimmten Sprache. Der Zufall ist etwas für Feiglinge, denn recht bescheiden ist er lesbare Mathematik. Ich wäre in der ersten Sprache niemals ein schreibender Mensch geworden. Ich habe schon als Kind die Kindheit verloren, das ist der einzige Unterschied zwischen mir und Ihnen, wir alle verlieren diesen metaphysischen Ort, den wir Kindheit nennen – wir müssen ihn verlieren.

Bei mir ging er einher mit dem Verlust auch des ersten Lebensortes, der ersten geliebten Menschen – und natürlich des ersten Landes, das später zusammenbrach und meinen ersten Pass überflüssig machte. Es folgte ein langes Schweigen, Stummheit, Wortlosigkeit und dann, allmählich, das Erlernen der Baumnamen in der neuen Sprache. Noch heute muss ich die Wörter aus dieser Zeit zurückübersetzen, die Welt hielt an, das erste Sprachfluidum stand plötzlich still, wie ein trauriger, innehaltender Mensch.

Mein Großvater, der Glöckner war, blieb allein in unserem Haus zurück.

Wie tat der Abschied weh!

Und wie schmeckte die neue Freiheit nach Glück!

Beides war da, beides auf einmal, zeitgleich!

Der Schmerz und die Lust am Leben.

Diese Erfahrung hat mich tief geprägt und ich habe, im Leben wie im Schreiben, nie vergessen, dass die Welt uns im ewigen Plural umflort, dass das Gleichmaß kostbar ist, und zugleich wird durch diese Einsicht alles zerbrechlich, es zerfließt, weil es irgendetwas in uns gibt, das uns weitet, bereithält, unterrichtet: für den nächsten Schritt.

Jede Sprache hat einen eigenen Verstand, mit dem man schreibend ein Abkommen trifft. Zunächst folgt man ihren Regeln, ohne es zu merken, dann, wenn die Musik sich zum Verstand gesellt, wird man Bewohner der Sprache und aller Wahrscheinlichkeit nach stirbt ein solcher Mensch auf der Stelle, wenn er nicht sofort Gedichte schreibt. Ich habe von Anfang an Gedichte, dann auch Prosa geschrieben, jeweils immer in meiner zweiten Sprache, die ich meine zweite Muttersprache nenne – auch wenn das gegen die allgemeine Regel verstößt.

Es wird gesagt, man habe nur eine Muttersprache. Als Kind bin ich ohne Mutter groß geworden. Aber bedauern Sie mich nicht! Ich habe jetzt zwei Muttersprachen und finde diese Mutter-Mathematik sehr großzügig. Ich darf Ihnen sagen, sie macht mich sogar glücklich. Als ich im Alter von neun Jahren die deutsche Sprache erlernte, wusste ich selbstverständlich nicht, dass ich einmal in dieser Sprache schreiben und den tiefen Wunsch empfinden würde, in ihr, mit ihr zu singen. Mein Großvater, der zeitlebens nur seinen Namen schreiben konnte, hatte jedoch schon früh an meiner Wörterakribie zu leiden. Offenbar hatte ich eine gewisse Buchstabenvernarrtheit schon damals entwickelt, denn ich hatte mir in den Kopf gesetzt, ihm nicht nur das lateinische, sondern auch das kyrillische Alphabet beizubringen, indem ich die Buchstaben auf die Erde eher malte als schrieb.

Seinem Blick auf die Welt entsprechend, schloss er daraus, dass ich Malerin werden würde. Doch ich kannte meinen Großvater; er war Analphabet und hatte bei den Partisanen gekocht. Er sagte: „Stell’ dir nur vor, was für eine schreckliche Sache dieser Krieg war, wenn ich auch noch alles hätte lesen können, wäre ich doch verrückt geworden!“

Für ihn hatte das seine Gültigkeit und Berechtigung. Ich hingegen entwickelte eine sicher für ihn schwer erträgliche Besessenheit und wollte ihm sogar jeden Tag aus der Bibel vorlesen. Und er sagte: „Stell’ dir nur vor, was für schreckliche Dinge die katholische Kirche getan hat, wenn ich das auch noch alles hätte lesen können, wäre ich doch verrückt geworden!“

Mein Großvater wusste, wovon er sprach, er war ja auch Dorfglöckner!

Diesem Großvater ist es zu verdanken, dass ich zum Schreiben gekommen bin, immer auf der Suche nach dem Gleichmaß und den Widersprüchen – wer hat schon das Glück, einen Partisanenkoch und Glöckner in einer Person als Großvater vom Himmel zugewiesen zu bekommen?

Meine Beharrlichkeit, ihm aus der Bibel vorzulesen, hat ihn nicht zum besseren Katholiken gemacht. Mich aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, hat der Gesang, der in der Bibel ja beheimatet ist, in der deutschen Sprache wieder eingeholt, gleichsam als eine alte, tief in mir fortwirkende Melodie hat dieser Gesang sich mit meiner Sprache verbündet.

Ich möchte voller Herzlichkeit der Jury danken, dass ich heute diesen Preis erhalten und ihn wie eine kleine Beute nach Hause tragen darf.

Sie können ganz sicher sein, dass ich im Alter von neun Jahren, noch ohne ein Wort Deutsch zu können, jeden für einen Hollywoodschauspieler gehalten hätte, der mir diesen Tag heute bei und mit Ihnen in Aussicht gestellt hätte.

Vielen Dank!



Das Preissymbol für den Initiativpreis Deutsche Sprache

Laudatio auf die Schweizerische Post

Felicitas Schöck, Eberhard-Schöck-Stiftung

Guten Abend, verehrte Gäste!

Ich freue mich, Ihnen auch dieses Jahr im Namen des Kulturpreises Deutsche Sprache den Empfänger des Institutionenpreises vorzustellen. Die Wahl der Juroren fiel diesmal auf die Schweizerische Post!

Deshalb begrüße ich hier besonders herzlich Herrn Dr. Ulrich Gygi, seit 2000 Konzernleiter. Und Herrn Dr. Daniel Mollet, ebenfalls seit 2000 Leiter des Bereichs Unternehmenskommunikation.

Die Schweizerische Post ist ein öffentlich-rechtliches Unternehmen, das der Eidgenossenschaft gehört. Ich möchte Ihnen ein paar Eckdaten nennen:



Felicitas Schöck

Die Schweizerische Post ist zuständig für Brief- und Paketsendungen sowie für Finanzdienstleistungen und Personentransport. Sie ist ein modernes, sozial- und umweltpolitisch engagiertes, erfolgreiches und stetig wachsendes Unternehmen.

78% ihres Umsatzes erwirtschaftet sie heute im Wettbewerb mit privaten Anbietern. Mit ihren rund 58.000 Angestellten im In- und Ausland ist sie die zweitgrößte Arbeitgeberin der Schweiz.

Die sprachliche Situation in der Schweiz ist komplex. Es gibt vier offizielle Landessprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch. Auch verfügt das urige Schweizerdeutsch mit seinem Reichtum an Dialekten über keine einheitliche Grammatik und Rechtschreibung.

Vielleicht kam da die in den 90er Jahren aufkommende Mode, Anglizismen zu verwenden, gerade recht? Jedenfalls erregte der Denglisch-Trend Unmut – sowohl bei Kunden als auch bei Mitarbeitern im Konzern. Deshalb und wegen der andauernden Reform der Rechtschreibung war schon früh bei der Post ein Sprachforum entstanden. Es setzt sich aus Kommunikations-Fachleuten der verschiedenen Bereiche des Unternehmens zusammen.

Dr. Daniel Mollet als Leiter der Unternehmenskommunikation hat das Thema „Sprachlicher Unternehmensauftritt“ als Teil des Konzernauftrags und Erscheinungsbildes etabliert.

Anschaulich wurde das Thema besonders in Form des *Handbuches Korrespondenz*. Dieses interessante und hilfreiche Büchlein gibt es in allen vier Konzernsprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch sowie Englisch für die internationale Kommunikation. Bei meinem Besuch in Bern habe ich das vermutlich letzte Exemplar der 3. Auflage ergattert – die 4. ist nun in Arbeit.

Zum Thema Helvetismen wird hier erklärt, dass regional geprägte Sprachvarianten unproblematisch seien, da sie im gesamten deutschsprachigen Raum verstanden würden, so wie ‚Erstklasswagen‘, ‚fixfertig‘, ‚lärmig‘, ‚verunfallen‘ oder ‚Schulsack‘. Bei lokaler Verwendung wird aus Stilgründen sogar empfohlen, ortsgebräuchliche Begriffe den standarddeutschen vorzuziehen. Besser also ‚Tram‘, ‚Billet‘, ‚Trottoir‘ und ‚parkieren‘ als ‚Straßenbahn‘, ‚Fahrkarte‘, ‚Gehsteig‘ und ‚parken‘. Nur im Kontakt mit österreichischen und deutschen Geschäftspartnern sollen die dort üblichen Varianten gewählt werden.

Im Generalsekretariat der Schweizerischen Post befindet sich unter der kreativen Leitung von Anja Thomas die Deutsche Gruppe. Sie ist eine Einheit des Sprachdienstes und erarbeitete den *Redaktionsleitfaden zur Unternehmenssprache* unter dem Motto „klipp und klar“. Darin steht zum Beispiel zum Thema Namensgebung und Mehrsprachigkeit, dass die Post in der Schweiz mit mehr als einer Landessprache einer langen Tradition verpflichtet sei. Deshalb müsse mehrsprachig kommuniziert werden und zwar auf Deutsch, Französisch und Italienisch.

Der wachsenden Bedeutung der englischen Sprache sei in einem vernünftigen Rahmen gerecht zu werden. Oberstes Gebot bleibe aber die Verständlichkeit in allen Landesteilen. Außer um Verständlichkeit und Korrektheit bei der Wortwahl geht es der Schweizerischen Post hier auch um die sprachliche Ästhetik, genannt „Anmutung“. Großer Beliebtheit erfreut sich der heiße Draht der Deutschen Gruppe, bislang „Sprachhotline“ genannt. Auch er ist ein postinternes Instrument, aber ich habe es von Deutschland aus probiert: Es hat funktioniert, ich wurde sogar sehr freundlich empfangen. Bemerkenswert ist auch die seit 15 Jahren gepflegte Terminologiedatenbank mit über 20.000 Fachausdrücken samt Definitionen in vier Sprachen.

Im Bereich der Unternehmenskommunikation entstand unter der Regie von Dr. Mollet und seinem Projektleiter Ilija Uzelac ein elektronisches Textprüfungsprogramm, das auf sprachliche Fehler hinweist.

Der Konzernleiter Dr. Ulrich Gygi hatte, bei allem Respekt für die englische Sprache, bei unterschiedlichen Gelegenheiten immer wieder dazu ermahnt, deutsche statt englische Ausdrücke zu verwenden. Trotz aller Bemühungen fand er, dass in seinem Unternehmen noch immer zu unbedacht mit Anglizismen umgegangen werde.

Im Juni 2006 entschloss er sich zu einem Machtwort. Er teilte seinen Kolleginnen und Kollegen mit, dass unnötigen Anglizismen der Garaus zu machen sei – „deutsch und deutlich“. Im selben Atemzuge rehabilitierte er einige der zuvor verbannten deutschen Begriffe, sofern der Kontext es erlaubt: Das ‚Call Center‘ wurde wieder zum ‚Kundendienst‘, ‚Market Research‘ zu ‚Marktforschung‘ und ‚Human Resources‘ zu ‚Personal‘. In der entsprechenden „Weisung“ wurden Bereichsbezeichnungen und wichtige Begriffe in allen vier Arbeitssprachen festgelegt. Daraufhin wurde ‚Back-up‘ wieder zur ‚Sicherheitskopie‘, ‚Feedback‘ zu ‚Antwort‘ oder ‚Rückmeldung‘ und ‚Meeting‘ zur ‚Sitzung‘.

Dr. Gygi hat mit seinem Durchgreifen eine Sensibilisierung, vielleicht sogar bei einigen Kollegen ein Umdenken bewirkt. Die Bewegung zur Sprachpflege bekam nun ordentlich Aufwind. Der neue Post-Grundsatz lautet: „Sag Deutsch, was du Deutsch sagen kannst“.

Ganz neu und gern genutzt ist der Blog, eine Art Intranet-Tagebuch, mit dem wohlklingenden Namen *sage und schreibe*. Geplant ist dann noch ein Sprachportal, auf dem alle Hilfsmittel zusammengefasst werden sollen. Hierfür wird übrigens noch ein Name gesucht; wenn Sie Ideen haben...

Herr Dr. Gygi, Sie haben Ihren Einsatz gegen den gedankenlosen Gebrauch von Anglizismen kürzlich mit dem Kampf des Don Quijote gegen die Windmühlen verglichen. Wenn wir uns aber vor Augen halten, was bei der Schweizerischen Post in den letzten Jahren in Bewegung kam und was Sie durch Ihr energisches Eintreten noch vorangetrieben haben, werden Sie, liebe Gäste, mir beistimmen, dass diese Anstrengungen keineswegs vergebens sind.

Wir von der Eberhard-Schöck-Stiftung und vom Verein Deutsche Sprache reichen Ihnen die Hand – zum Schutz und Trutz unserer Sprache – deutsch und deutlich.

Wir zeichnen die Schweizerische Post – klipp und klar – mit dem Institutionenpreis Deutsche Sprache aus.

Dankrede im Namen der Schweizerischen Post

Dr. Ulrich Gygi, Konzernleiter

Herzlichen Dank für die wunderbare Laudatio, liebe Frau Schöck. Ihre Worte und der Institutionenpreis Deutsche Sprache sind für mich und die Schweizerische Post Anerkennung und Ehre zugleich.

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Klage über den Verfall der deutschen Sprache hat Tradition. Möglicherweise ist diese so alt wie die Sprache selbst. Grosse Köpfe haben sich in ihrer Sprachkritik des Themas angenommen. Meine Wenigkeit vermag hier nichts Neues beizutragen. Dennoch: Erlauben Sie mir, Ihnen darzulegen, warum ich mich gegen den Gebrauch von Anglizismen in der Schweizerischen Post stemme. Dazu nehme ich mir heraus, vorerst ein, zwei gedankliche Umwege einzuschlagen.

Wandel gehört zum Charakter einer jeden Sprache. Auch das Deutsche nimmt stetig neue Wörter auf, scheidet andere aus und legt sie feinsäuberlich zum historischen Wortschatz. Dort lagert etwa die „Paradiesfeige“, die wir heute als „Banane“ kennen. Oder der „Gesichtserker“, der sich im 18. Jahrhundert nicht gegen die „Nase“ durchzusetzen vermochte.

Zum Wortschatz des Deutschen haben Griechisch wie Latein Wertvolles beigetragen. Später, vom 17. bis 19. Jahrhundert, inspirierte sich unsere Hochsprache am Französischen. Das 20. Jahrhundert wiederum sah das Vordringen des Englischen. Unsere Sprache zeigte sich anpassungsfähig und übernahm Vieles, zeigte andererseits aber auch ihre prägende Kraft. Sie eroberte die Welt mit Ausdrücken wie ‚Weltschmerz‘, ‚Kindergarten‘ und neuerdings ‚Schadenfreude‘, ein spätestens seit der Finanzkrise gängiger Begriff im Englisch der gebildeten Schichten! Dass Sprachen überhaupt in einem Konkurrenzkampf stehen können, führte mir erstmals mein Englischlehrer in der Mittelschule vor Augen. Während meiner Abiturprüfungen liess er mich mit einem gönnerhaften Blick wissen: „Shakespeare used 30 000 words, Goethe only used 10 000 words“.

Was heutzutage mit dem Englischen passiert, reicht indes weit über die natürliche Weiterentwicklung unserer Sprache hinaus. Ich möchte hier nicht von Kul-

turkonalismus sprechen. Irgendwie scheint mir dieser Begriff zu grossspurig, zu überladen. Unbestritten ist indes: Die Globalisierung und die technologische Weiterentwicklung, welche dieselbe möglich machte, haben das Englische auf das Niveau einer Universalsprache gehoben. Das hat ja durchaus praktische Seiten – keine Frage. Sobald dies jedoch zu einer Verwässerung der kulturellen Vielfalt führt, ist Pragmatismus die falsche Haltung. Zudem stecken im Gebrauch des Englischen oft Hilf- und Gedankenlosigkeit. Eine Ansammlung von Halb- und Nichtwissen vereint sich unter dem Dach eines Pseudoenglischen, das die Welt zu regieren scheint.

Nicht nur ‚gedownloadete‘ Einsichten, ‚upgedatete‘ Unterlagen, ‚gedownrate- te‘ Wertschriften oder ‚gerolloutete‘ Geräte sind mir ein Gräuel. Es leuchtet mir



Dr. Ulrich Gygi

auch nicht ein, warum wir anstelle von ‚Public Relations‘ nicht einfach ‚Öffentlichkeitsarbeit‘ sagen können. Oder warum wir ein aufgeblähtes ‚Information Technology Services‘ nicht wieder auf Normalformat schrumpfen lassen und von ‚Informatik‘ sprechen. Derartiges Ausweichen in die Fremdsprache ist ein Zeichen der Verarmung.

Zudem zeigen Studien, dass die meisten Menschen in unserer Sprachgemeinschaft Englisch nicht verstehen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Werbung. Bei Sprüchen wie „nothing between us“ oder „come in and

find out“ verstehe der Durchschnittsdeutsche nur Bahnhof, kommentierte ein Journalist süffisant. Da wundert es nicht, dass auch SAT 1 mit seinem Werbespruch „powered by emotion“ vor Jahren eine Bruchlandung hinlegte. Viele Zuschauer übersetzten ihn mit „Kraft durch Freude“. Die Klatsche zeigte bei SAT.1 Wirkung. Aus „powered by emotion“ wurde alsbald „SAT. 1 zeigt’s allen“. Oder ein Beispiel aus meiner Heimatstadt Bern, wo der lokale Schlittschuhklub SC Bern sich bemüssigt fühlte, das Publikum mit der Aufforderung: „SCB lights the fire“ in Hitze zu bringen. Nach einem Jahr ersetzte man diese untaugliche Aufforderung mit dem viel packenderen Spruch „Hier spielt Bern“. Die Muttersprache setzte in diversen Fällen also wirkungsvoll zur Rückeroberung an.

Bisweilen wird Frankreich dafür belächelt, dass es sich mit Vehemenz für die französische Sprache und Kultur einsetzt. Ich denke: Ein wenig mehr von dieser resistenten Haltung wäre angesichts der anglosächsischen Dominanz auch in unserem Kulturkreis lohnend. Ich rede hier nicht der Abschottung oder gar der kulturellen Einfalt das Wort. Zu sehr schätze ich das Englische, seine Literatur, seinen Facettenreichtum. Doch Ignoranz gegenüber den eigenen kulturellen Möglichkeiten ist ein schlechter Kompass, wenn man sich auf der Weltbühne bewegt. Wir sind uns hier sicherlich alle einig: Das Pflegen der eigenen Sprache, das Ausspielen ihres Reichtums fördert „nichts Geringeres als den verantwortlichen und bewussten Umgang mit unserer Sprache“. So, wie es sich der Kulturpreis Deutsche Sprache auf seine Fahne geschrieben hat.

Die Begegnung mit dem Deutschen ist eine Entdeckungsreise. Insbesondere für uns Eidgenossen. Deutsch ist uns eine Fremdsprache – auch wenn sie neben dem Französischen, Italienischen und Rätoromanischen zu den offiziellen Landessprachen gehört. Dies ist nur vordergründig ein Widerspruch: Das Schweizerdeutsche existiert nämlich nur als gesprochene Sprache. Fernab der öffentlichen Wahrnehmung zeigt sie sich in gedruckter Form einzig in der Heimatliteratur. Wenn wir schreiben, schreiben wir auf Hochdeutsch. Gesprochen wird auf „schwizer-tütsch“. Sind wir deshalb anfälliger für die Vereinnahmung durch Fremdsprachen? Ich bin kein Sprachwissenschaftler; meine Einschätzungen sind von beschränktem Wert. Dennoch denke ich: Eine Sprache, die sich nicht immer wieder über das Schriftliche definiert und Identität schafft, ist verletzlich.

Das Hochdeutsche ist für einen Schweizer keine Selbstverständlichkeit. Mal weckt es in uns Faszination, mal aber auch nur das Gefühl des Ungenügens. Sie hören es an mir, liebe Zuhörerinnen, liebe Zuhörer: Wir geben uns Mühe, wenn es

ums Deutsche geht. Bühnenreif sind wir Eidgenossen selten. Doch lassen Sie sich nicht täuschen. Auch wenn unsere Art, die deutsche Hochsprache zu nutzen, etwas kantig daherkommen mag: Das Deutsche zu stärken, ist auch für uns eine Identitätsfrage. Meine wiederholten Lektüren von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt haben mich immer wieder aufs Neue daran erinnert, dass das Denken nicht nur die Sprache prägt, sondern auch die Sprache das Denken. Arbeit an unserer Sprache ist Arbeit am Denken – und deshalb Pflicht. Übertragen auf den Alltag meines Unternehmens ergibt sich daraus eine schlichte, wenn auch ungeheuer anspruchsvolle Aufgabe.

Die Welt der Wirtschaft und mit ihr die der Post verändert sich rasant. Das Tempo überfordert viele. Schlimmer noch: Wenn das, was passiert, nicht benannt, nicht verstanden werden kann, führt dies bei den einen zu Angst, bei anderen zu Gleichgültigkeit. Doch Mitarbeitende und Kunden, die unser Unternehmen weiterbringen, haben ein Recht zu verstehen, was ihren Alltag prägt. Es ist weder ein Zeichen von Professionalität noch besonderer Weltläufigkeit oder Intelligenz, bei jeder Gelegenheit Anglizismen zu verwenden.

Noch sind wir bei der Post weit davon entfernt, Vorbild zu sein. Unsere Konzernsprache ist von englischen Ausdrücken grosszügig durchsetzt. Selbst „das Paket“, um das sich ein wesentlicher Teil unseres Kerngeschäfts dreht, hat die Anglizismen-Welle der letzten Jahre nicht unversehrt überstanden. Wir verpacken unsere Dienstleistungen im Paket-Bereich in eine pseudoenglische Wortkreation namens „PostPac“. Gekonnter Sprachgebrauch sieht anders aus. Und manch ein Engländer oder Amerikaner wird ob unserer Wortschöpfung in Stirnrunzeln verfallen. Indem ich die Verwendung unnötiger Anglizismen im Schriftgut der Post verbot, habe ich ein Zeichen gesetzt. Der Anglomanie gilt es hartnäckig, selbstbewusst und geistreich entgegenzutreten.

Sie haben mich natürlich längst durchschaut, liebe Zuhörerinnen, liebe Zuhörer. Ich möchte meinem Kampf gegen die „Affenliebe zum Englischen“ den Anstrich von etwas Grösserem geben. Dahinter steckt jedoch nicht nur Eitelkeit. Es würde mich freuen, wenn Sie meine Worte auch als Zeichen des Respekts aufnehmen würden. Als Respekt für die grossartige Arbeit, welche die Eberhard-Schöck-Stiftung und der Verein Deutsche Sprache mit ihrem Engagement leisten. Denn die schöpferische Kraft der deutschen Sprache dürfen wir uns nicht aus der Hand nehmen lassen.

Wolf Schneider, ein Meister des Formulierens und Nachdenkens, hat mich in einem Buch auf eine Funktion der Sprache aufmerksam gemacht, die mich bewegte. Er schrieb: „Die Sprache ist eine soziale Veranstaltung, die uns das Leben erleichtert und verschönt. Sie zaubert uns die Welt, in der wir das Nichtvorhandene und Nichterreichbare wenigstens aussprechen können. Kein Volk und kaum ein Mensch könnte ohne einen Vorrat an Vokabeln existieren, der Utopien formulierbar macht und den Versagungen durch die Wirklichkeit die Erfüllungen durch das Wort entgegenstellt.“

Ein wunderbarer Gedanke! Einer, der verpflichtet.

Meine Damen und Herren, ich wünsche mir, dass wir die angesprochenen Utopien auch künftig deutsch und deutlich zum Ausdruck bringen können, ohne den Umweg über das Englische nehmen zu müssen.

Herzlichen Dank, dass Sie der Schweizerischen Post mit dem Institutionenpreis diesbezüglich einen derart kräftigen Rückenwind verschaffen.

Vom Glück, Deutsch zu sprechen. Festrede auf die deutsche Sprache

Ulrich Wickert

Verehrte Preisträger, meine Damen und Herren,

wie glücklich wäre ich, könnte ich Japanisch sprechen. Noch. Kinder, die in Tokio zur Welt kommen, lernen einfach japanisch sprechen. Und wenn sie deutsche Eltern haben, auch noch deutsch. So ging es mir. Leider vergaß ich bald all mein kindliches – aber doch fließendes – Japanisch, nachdem ich – noch nicht einmal fünf – nach Deutschland eingeschifft worden war.

Ob es deshalb ein Glück ist, wenigstens deutsch zu sprechen?

Na, als Zigeuner hat es mich weit in der Welt herumgetrieben.

Da erinnere ich mich an eine ältere Lady in London, sie setzte sich mit dem Rücken immer zum Licht, die große Heiterkeit bei den um ihren Teetisch sitzenden vornehmen Damen und Herren erntete, als sie einen Sprachwitz erzählte.

Der klang so: Welche Sprache der Welt klingt am schönsten? Probieren wir es an einem Begriff aus, und nehmen wir ein Wort, das einen so leicht von Blüte zu Blüte mit bunten Flügeln flatternden Falter bezeichnet, der aus einer Larve hervorschlüpft. – Ach, so der Engländer: „butterfly“ – klingt das nicht poetisch? – Nein, widerspricht der Franzose: erst „papillon“ ahmt den Schlag der Flügel nach. – Aber, so der Italiener, das ist doch nichts gegen „farfalla“. Da schwebt das Wort selber zart durch die Lüfte. – Hebt der Deutsche an: und was habt ihr gegen: Schmetterling.

Großes Gelächter in London.

Ein Gelächter anderer Art löst Charly Chaplins *Der große Diktator* aus, wenn dort Adolf Hinkel seine Rede auf Deutsch hält. Das klingt dann so: „Sauerkraut, Blitzkrieg, straff, schtonk“.

Und schon viel früher ist Mark Twain durch Europa gereist, hat sich die merkwürdigen schlagenden Verbindungen in Heidelberg angesehen und versucht, Deutsch zu lernen. Das endet dann mit der Feststellung:

„Es gibt zehn Wortarten, und alle zehn machen Ärger. Ein durchschnittlicher Satz in einer deutschen Zeitung [...] nimmt ein Viertel einer Spalte ein; er enthält sämtliche zehn Wortarten – nicht in ordentlicher Reihenfolge, sondern durcheinander; er besteht hauptsächlich aus zusammengesetzten Wörtern, die der Verfasser an Ort und Stelle gebildet hat, sodass sie in keinem Wörterbuch zu finden sind – sechs oder sieben Wörter zu einem zusammengepackt, und zwar ohne Gelenk und Naht, das heißt: ohne Bindestriche; er behandelt vierzehn oder fünfzehn verschiedene Themen, [...] alle (werden) [...] in einer Hauptparenthese zusammengefasst, die in der ersten Zeile des majestätischen Satzes anfängt und in der Mitte seiner letzten Zeile



Ulrich Wickert

aufhört – und danach kommt das Verb, und man erfährt zum ersten Mal, wovon die ganze Zeit die Rede war; und nach dem Verb hängt der Verfasser noch ‚haben/sind gewesen/gehabt haben/geworden sein‘ an.“

Doch dann blättert der Zigeuner plötzlich eine „Ode an die deutsche Sprache“ auf, in der der große argentinische Poet Jorge Luis Borges sagt, die „kastilische Sprache“ sei ihm zum Schicksal geworden, Shakespeares Stimme wurde ihm aus dem Blute geschenkt, andere Mundarten lernte er durch Zufall.

Dann endlich schwärmt der Dichter von seinem Glück:

„Dich aber, süße Sprache Deutschlands,
Dich habe ich erwählt und gesucht,
ganz von mir aus.
In Nachtwachen und mit Grammatiken,
aus dem Dschungel der Deklinationen,
das Wörterbuch zur Hand,
das nie den präzisen Beiklang trifft,
näherte ich mich Dir...
Du, Sprache Deutschlands, bist Dein Hauptwerk;
Die verschränkte Liebe der Wortverbindungen,
die offenen Vokale, die Klänge,
angemessen dem griechischen Hexameter...“

Da horche ich auf: „Dich aber, süße Sprache Deutschlands, Dich habe ich erwählt und gesucht, ganz von mir aus.“

Mit einer Sprache kann wohl nur der glücklich werden, der sie erwählt und sucht, ganz von sich aus. Anders ausgedrückt: Glücklich kann nur werden, wer die Sprache bewusst anwendet.

Eine Sprache lernen, ob japanisch oder deutsch, das ist für ein Kind einerlei. Es übernimmt die Laute, die es in seiner Umgebung hört, nennt den flügel-schlagenden ‚Papillon‘ nun ‚Butterfly‘, ‚Farfalla‘ oder ‚Schmetterling‘.

Unbewusst nimmt ein junger Mensch Elemente der kollektiven Identität der Gemeinschaft auf, in der es heranwächst. Schon als Kind isst man, je nach Region und sozialer Herkunft, bestimmte Gerichte, trinkt bestimmte Getränke. In der Familie werden Verhaltensweisen gelehrt – und gelernt –, die universell sein, die aber auch lokalen Bräuchen entsprechen können. Genauso wie die Familie mit ih-

rer eigenen Geschichte verbunden ist, so sind es auch der Ort, an dem die Person aufwächst, die Landschaft, das Land.

Kulturell verfügt jede Gemeinschaft über besondere Merkmale, deren herausragendes die Sprache ist. Und selbst in der kleinen Gemeinschaft der Familie werden besondere sprachliche Codes benutzt. Aus der gemeinsamen Erfahrung in der Gruppe entwickelt der Einzelne dann seine Identität fort. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Kollektivs spielen also eine Rolle bei der Bildung der individuellen Identität.

Wie wichtig das Gefühl der kulturellen Identität sein kann, habe ich gespürt, als mich ein Stipendium in ein kleines, feines College nach Neu-England führte. Ich erlebte plötzlich eine Freiheit, wie ich sie in Deutschland auch heute noch nicht gewohnt bin, als Student fühlte ich mich von Professoren respektiert, wie es heute Studenten in Deutschland noch nicht erleben. Ich war versucht, mich dem Traum der Neuen Welt hinzugeben. Nur eines hinderte mich: das Bewusstsein, dass die deutsche Sprache mein Leben bestimmen könnte. Ich kehrte zurück nach Deutschland. Die Sprache war und ist mir Heimat.

Die Heimat oder die Gemeinschaft, das Volk oder die Nation, der sich der Einzelne zugehörig fühlt, wird geprägt durch die Wahrnehmung der gemeinsamen Abstammung, Sprache und Geschichte und durch etwas, das unter den Sammelbegriff ‚kollektives Bewusstsein‘ fällt. Alles zusammen bildet die ‚Identität‘ des Gemeinwesens.

Sprache und Geschichte lassen sich nicht trennen. Und Feinfühligkeit gegenüber dem Sinn von Worten gilt in besonderem Maße für die Deutschen – wegen ihrer Vergangenheit und den zwölf Jahren des Nationalsozialismus, wegen des Weltkrieges, wegen der Konzentrationslager, der Gaskammern, wegen der Judenvernichtung.

Nach wie vor gilt der Satz des 1940 nach New York ausgewanderten Literaturwissenschaftlers George Steiner: „Die Gegenwart von Auschwitz hat auch darin ihren Grund: Wir haben keine andere Sprache als die, in der Auschwitz geboren und vollzogen wurde.“

Nach dem Dritten Reich haben sich die Deutschen deshalb angewöhnt, mit ihrer Sprache besonders kritisch umzugehen, darauf zu achten, welche Wörter sie wählen.

Der Politikwissenschaftler Dolf Sternberger, der Sprachwissenschaftler Gerhard Storz und der Journalist W.E. Süskind haben mit ihrem Werk *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen* Bewusstsein geschaffen. Wer in diesem Buch nachschlägt, wird den Satz von Dolf Sternberger finden, wonach „der Sprachkritiker ein Philologe und Moralist zugleich“ sein müsse.

„Sprechen und Denken sind eins“, schrieb Karl Kraus. Und seine Aussage deckt sich mit der Beobachtung von Wilhelm von Humboldt, der von den Völkern sagte: „Ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache – man kann sich beide nie identisch genug denken!“

Während aber Humboldt vom menschlichen Geist edel dachte, fuhr Karl Kraus fort: „Sprechen und Denken sind eins, und die Schmöcke sprechen so korrupt, wie sie denken.“

Schmöcke ist Plural für Schmock, ein jiddischer Begriff für einen unangenehmen, dummen und angeberischen Menschen (Nebenbei gefragt: ist der Schmock, von dem es auch heute noch viele gibt, ein Wort, das wir noch kennen?).

Sprechen und Denken sind eins.

Daraus folgt, so Sternberger, dass der Sprachkritiker nicht nur nach den ästhetischen Maßstäben von schön oder hässlich unterscheidet, sondern in „letzter Instanz nach Maßstäben des Guten und Bösen, insbesondere des Menschlichen und Unmenschlichen“.

Allerdings sei Kritik nicht mit Vorschrift oder Weisung zu verwechseln, sondern der Sprachkritiker gebe Ratschläge, ohne Gebote oder gar Verbote zu erlassen. Und da weiß sich Sternberger wiederum einig mit Karl Kraus: „Sprachanweisungen müssten unleserlich geschrieben sein, um dem Sprecher annähernd den Respekt einzuflößen, wie das Rezept dem Patienten. Wenn man nur entnehmen wollte, dass vor dem Sprachgebrauch der Kopf zu schütteln sei.“

Den Kopf zu schütteln halte ich für eine sehr sinnvolle körperliche Tätigkeit, die einen verschlafenen Geist wecken, ihn sogar zu einer Haltung verführen kann, auch im Umgang mit dem Wort. Denn all zu häufig habe ich den Eindruck, dass schon eine Tabu-Haltung gegenüber Worten als kritisches Denken angesehen wird. Mit Bewusstsein hat das nichts zu tun. Denn der Sinn von Tabus ist ja, das Denken auszuschalten.

Und – verzeihen Sie mir – hier kann ich auch keine Rücksicht nehmen auf frühere Preisträger des Kulturpreises Deutsche Sprache.

Tabu sind – wegen Auschwitz – Worte wie etwa „Führer“. So erklärte der Dramatiker Rolf Hochhuth dem Literaturkritiker Hellmuth Karasek, er habe nie den „Führerschein“ gemacht, weil darin das Wort „Führer“ vorkomme. Und noch im letzten Akt seines Ende 2003 veröffentlichten und Anfang 2004 aufgeführten Stücks *McKinsey kommt* gibt Hochhuth die Regieanweisung: „Auf das Wort ‚Führer‘ konnten wir Deutschen nicht einmal bei ‚Führerschein‘ [...] verzichten, als wir nach des Führers Tod die Republik gründeten.“

In seiner Strenge ist Hochhuth sehr deutsch. Er bestimmt als Kritiker die Gebote und Verbote.

Hellmuth Karasek machte sich darüber lustig: „Ich habe ja, obwohl man in meiner Kindheit mit erhobenem Arm ‚Heil Hitler‘ grüßte, was damals alles andere als komisch war, ‚Heil Hitler‘ und ‚Sieg Heil‘, trotzdem im Nachkrieg [...] Heilbutt gegessen und Heilkräutertee getrunken.“

Ganz banal scheinende Worte unterliegen Tabus.

Wird an deutschen Schulen die Frage von Schuluniformen angesprochen, dann kochen die Gefühle schon allein wegen des Begriffs ‚Uniform‘ hoch. Nein, klüger ist, wer dann von Schulkleidung spricht. In Frankreich, England, Spanien oder wo auch immer sprechen alle von Uniformen, weil Uni-Form ja nur die Einförmigkeit der Kleidung bezeichnet. Aber Uniform heißt dann für die Wahrer der Tabus: Wehrmacht, heißt Verbrechen.

Ja, das zeigt doch: Tabus verhindern das Denken.

Ernster wird die Auseinandersetzung um den Begriff ‚Reichskristallnacht‘ geführt.

Wahrscheinlich prägte der Berliner Volksmund die Wortschöpfung ‚Kristallnacht‘ angesichts der vielen zerbrochenen Glasfenster und Kristalleuchter jüdischer Synagogen und Geschäfte, die von der SS und den Nazis am 9. November 1938 als Folge der Judenhatz zerschlagen wurden. Der Ausdruck ‚Reichskristallnacht‘ wandte sich dann gegen die damaligen Machthaber, indem er ihren inflationären Gebrauch der Anfangssilbe ‚Reichs-‘ mit satirischem Spott übersteigerte. Diese regimekritische Bedeutung ist nicht schriftlich belegt, wurde später aber von Zeit-

zeugen bestätigt. Der SPD-Abgeordnete Adolf Arndt, der im November 1938 in Berlin als Rechtsanwalt tätig war, sagte 1965 in der Verjährungsdebatte des Deutschen Bundestages: „...den 8./9. November 1938, den man doch nicht, Herr Bundesjustizminister, als ‚sogenannte Reichskristallnacht‘ bezeichnen sollte. Das ist ein blutiger Berliner Witz gewesen, weil man sich damals nicht anders zu helfen wusste.“

Der Sprachgebrauch hat sich erst seit der Wiedervereinigung 1990 geändert, und auch neuere historische Untersuchungen verwenden inzwischen den Begriff ‚Novemberpogrome‘. Doch der Politologe Harald Schmid weist auf die verschiedenen Schichten des Begriffs hin: Er sei einerseits als internationales Fachwort für Historiker unaufgebbar, andererseits verbiete sich eine distanzlose Übernahme wegen der komplexen Mitbedeutungen. Er folgert daraus: „Das Wort – (also: Reichskristallnacht) – bleibt ein nützlicher sprachlicher Stolperstein. Denn die scheinbar bloß etymologische und semantische Kontroverse führt geradewegs zum Gespräch über die ganze NS-Vergangenheit, den kritischen Umgang mit ihr und das Bemühen um moralische Genauigkeit – auch in der heutigen Benennung politischer Verbrechen.“

Die Zeit der Unmenschlichkeit, die mit unserer nationalen Identität verhaftet ist, lässt uns mit Worten behutsam umgehen, aber manchmal – so finde ich – allzu bedächtig. Wir wollen nicht mehr unmenschlich scheinen. Also verdrängen wir Worte, aber mit den Worten auch die Probleme, die diese Worte schildern.

So haben wir das gesellschaftlich bedeutende Wort ‚Unterschicht‘ schon längst aussortiert. Mitte der siebziger Jahre wächst die Erkenntnis, dass es zwei Dritteln der Gesellschaft gut geht, ein Drittel aber in eine Unterschicht abzugleiten droht. Um den Begriff ‚Unterschicht‘ zu vermeiden, bürgert sich die Bezeichnung ‚Zweidrittelgesellschaft‘ ein. Politik und Soziologie nehmen so nur die Wohlstandsbürger wahr und verdrängen damit auch das Problem Unterschicht, das politisch doch bekämpft werden müsste.

Dreißig Jahre später – 2006 – bringt eine neue gesellschaftspolitische Studie die Frage der Unterschicht wieder hervor. Doch diesen Terminus hatten wir längst aus unserer Sprache aussortiert, wie wir auch glaubten ‚soziale Klassen‘ ein für alle Mal abgeschafft und durch ‚Lebensstile‘ ersetzt zu haben. Plötzlich machte ‚Unterschicht‘ wieder Karriere und schaffte es sogar in die Schlagzeilen der F.A.Z. Früher hätte die politische Linke von ‚Proletariat‘ gesprochen, doch da die-

ses Wort als „politischer Kampfbegriff“ auch unter die Tabus fällt, haben unsere schönredenden Politiker flugs den wissenschaftlich genutzten Begriff ‚Prekariat‘ aufgegriffen.

Wie kam es zum Streit über die ‚Unterschicht‘?

Der damalige SPD-Vorsitzende Kurt Beck hat das „schmutzige Wort“ – so der Kommentator der F.A.Z. – benutzt, als er ausführte, dass nach einer Studie der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung acht Prozent der Bevölkerung in Deutschland (in Ostdeutschland 20 Prozent) in unsicheren Arbeitsverhältnissen leben, in „prekären Lebenslagen“, geprägt von sozialer „Lethargie“. Diese Menschen hätten allen Ehrgeiz verloren und richteten sich nicht mehr nach den Werten der Gesellschaft. ‚Unterschicht‘ bezeichnet also für Beck eine Gruppe von Menschen, die sich aus dem gesellschaftlichen Konsens verabschiedet hat, die Regeln nicht mehr einhält und nicht mehr den Willen hat, sich durch eigenes Tun aus ihrer misslichen Lage zu befreien. Sofort erhob ein Klagechor von Politikern aus allen Parteien – auch aus der SPD – sein Wehgeschrei. Es handele sich doch bei den so benannten nur um „Menschen mit sozialen und Integrationsproblemen“.

Weil ich persönlich Tabus hasse, habe ich zu jener Zeit in einem Fernsehgespräch den ehemaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder gefragt, ob er aus der Unterschicht stamme. Er ist ein Barackenkind, die Familie lebte von Sozialhilfe und der Schwarzarbeit der Mutter, Schröder konnte nicht auf das Gymnasium, weil das Geld fehlte. Er hat das Wort angenommen und bestätigt: Ja, er sei ein Kind der Unterschicht. Schröder schilderte seine Jugend, fügte aber hinzu: „ich habe alles getan, um aus der Unterschicht nach oben zu gelangen.“

Weil das Dritte Reich für Rassenpolitik und die Verfolgung anders denkender Menschen steht, erleben wir in Deutschland allerdings auch zu unkritische Milde, ja, ein Übermaß an Toleranz (auch das gibt es), wenn es um Worte geht, die unseren Werten widersprechen, mit denen aber aus dem Ausland stammende Bürger in Deutschland Verbrechen rechtfertigen wollen.

Ja, ich ärgere mich regelrecht, wenn ich das Wort ‚Ehrenmord‘ höre. Selbst in Anführungszeichen oder mit einem „so genannt“ möchte ich es nicht lesen. Ehre und Mord widersprechen sich.

Die Ehre eines Menschen beruht auf der Menschenwürde. Der Mord ist die Vernichtung des Menschen. Einen Mord aber mit der Menschenwürde zu begründen

ist aberwitzig, ist unüberlegt, und wenn ich ganz böse werde, dann nenne ich es schlicht dumm.

Allein das falsche Wort führt zu falschem Denken, was wiederum seine Folgen im Handeln hat.

Immer wieder hören wir, dass junge Frauen, die in Deutschland so leben wollen, wie junge Frauen in Deutschland leben, nach Beschluss des Familienrates von ihren jungen Brüdern oder Verwandten kaltblütig ermordet werden. Die Mörder kommen vor Gericht. Sie werden auch verurteilt. Aber weil sie sich mit dem Begriff ‚Ehrenmord‘ verteidigen, haben Richter in Deutschland sich immer wieder dazu verleiten lassen, eine mildere Strafe zu verhängen, da es sich ja in der Heimat der Täter um einen ‚Ehrenmord‘ handle.



Ulrich Wickert

Ich glaube, viele Begriffe in der gesellschaftlichen und politischen Debatte müssen wieder ihrer ursprünglichen Bedeutung oder wenigstens einem verbindlichen Sinn zugeordnet werden. Sie müssten wieder klar ausdrücken, was der meint, der sie benutzt, und nicht dazu dienen, das eigentlich Gemeinte schönrednerisch zu verschleiern. Denn in der modernen Wohlstandsgesellschaft hat sich breitgemacht, was George Orwell in seinem Roman *1984* als „newspeak“, als Neusprech, bezeichnet hat. „Newspeak“ wird in der Gesellschaft von Orwells Roman angewendet, um den Menschen dort gedanklich die Möglichkeiten vorzuenthalten, Missstände klar benennen zu können. In der utopischen Zwangsgesellschaft von *1984* wird Klartext zur Gefahr für die Machthabenden. Und ohne dass wir es merken, leben auch wir längst in einer Art gedanklichen und sprachlichen Zwangsgesellschaft. Wie das ‚Unterschicht‘-Beispiel zeigt, wird auch bei uns häufig Neusprech angewendet, um einen gesellschaftlichen Missstand zu verschleiern.

Die Unterschicht gibt es nicht mehr. Nur noch das Prekariat. Damit scheint das soziale Problem gelöst. ‚Unterschicht‘ tut weh – als Wort. ‚Prekariat‘ versteht die Masse nicht – und vergisst damit das gesellschaftliche Problem.

Klartext reden aber bedeutet: ein Problem beim Namen nennen. Selbst wenn es wehtut. Sonst können die Probleme nicht in ihrer wirklichen Tragweite wahrgenommen und erst recht nicht gelöst werden. Klartext reden genügt aber nicht. Wer sich über einen Zustand beklagt, wer klare Rede und klares Denken einfordert, der muss auch bereit sein, Verantwortung zu übernehmen und entsprechend zu handeln. Der bewusste Umgang mit der Sprache fordert von Personen, die in der Öffentlichkeit Stellung beziehen, eine besondere Anstrengung.

Sehr früh in meinem Leben als Fernsehjournalist erreichte mich der Brief einer Zuschauerin. Sie hatte in der Sendung, um die es ging, mehr als siebenzig Fremdworte gezählt und beklagte sich darüber mit der Feststellung, viele Zuschauer würden diese Worte nicht verstehen. Ich weiß nicht, weshalb ich diesen Brief ernst genommen und beherzigt habe. In einer Zeitung, in einem Buch mögen schwierige Begriffe vorkommen. Dann kann der Leser ein Lexikon zur Hand nehmen und nachschlagen. Im Fernsehen verflüchtigt sich jedes gerade ausgesprochene Wort, es folgt ein neues – „Was hat er eben gesagt? Ich hab’s auch nicht verstanden.“ – und schon ist die Aufmerksamkeit verloren gegangen.

Daran habe ich stets gedacht, wenn ich meine Moderationen bei den Tagesthemen schrieb.

Gilt es eine Aussage zu treffen, so hat man häufig die Wahl zwischen einem Wort mit deutschem Stamm oder ein Fremdwort. Ich habe gelernt, das deutsche Wort wirkt stets stärker.

So benutzte ich nicht den Begriff ‚Sanktionen‘. Die kommen immer dann vor, wenn vor dem Sicherheitsrat der Vereinten Nationen wieder einmal Sanktionen gefordert oder beschlossen werden. Aber bitteschön, was sind Sanktionen? Strafmaßnahmen. Ja, den Begriff verstehe ich: Da steckt Strafe drin. Was Strafe bedeutet, weiß jeder von Kindesbeinen an, wahrscheinlich ist es selbst das eine oder andere Mal gestraft worden. Die Strafe folgt auf dem Fuße. Bei mir in der Volksschule sogar noch die Prügelstrafe mit dem Rohrstock. Das sitzt!

Mehr als hundertdreißig Seiten widmen Jacob und Wilhelm Grimm der Strafe in ihrem Deutschen Wörterbuch.

Aber gegen welches Kind werden schon Sanktionen verhängt?

Politiker sehen es manchmal gar nicht gern, wenn Journalisten das deutsche Wort für einen Terminus technicus benutzen, eben weil es deutlicher ausdrückt, worum es geht.

Dazu ein Beispiel: Im Jahr 1999 machte sich der sozialdemokratische Innenminister Otto Schily daran, das Staatsbürgerschaftsrecht zu ändern, also die Bedingungen, unter denen man Deutscher wird.

Bisher herrschte das ‚ius sanguinis‘. Deutscher war, wer von deutschen Eltern abstammte. So galt die Regel seit Kaisers Zeiten.

Was aber bedeutet ‚ius sanguinis‘? Fragen Sie mal einen Taxifahrer. Vielleicht sogar ihre Kinder, ob die das noch gelernt haben, wo Latein doch „out“ ist.

Das deutsche Wort dafür heißt ‚Blutrecht‘. Ei verdammt! Das klingt nicht gut. Da denken wir sofort an Blut und Scholle. „Heute, wo unser Führer Volk und Heimat, Blut und Scholle als unser höchstes Gut erkennen lehrte, [...]“ lauteten die Reden im Dritten Reich.

Aber ‚ius sanguinis‘ heißt nun einmal Blutrecht. Und dieses Recht wollte der SPD-Innenminister abschaffen. So habe ich in meinen Moderationen zu der politischen Auseinandersetzung um das neue Staatsbürgerschaftsrecht immer wieder gesagt, dass die Opposition sich gegen die Abschaffung des Blutrechts wende. Mir selbst

hat niemand in der ARD deshalb auch nur die geringste Vorhaltung gemacht. Das wiederum rechne ich den Verantwortlichen heute noch hoch an. Denn die Beschwerden gingen über die Gremien bei dem Intendanten ein. Aber sie gelangten nie bis zu mir. Nur durch einen Zufall habe ich später davon erfahren.

Auch der Begriff ‚Holocaust‘ kam in meinen Moderationen nicht vor. Oder gar ‚Shoa‘. Beide Worte sind über Filmtitel nach Deutschland gelangt: ‚Holocaust‘ über die gleichnamige Serie, die Ende der siebziger Jahre gesendet wurde. Deren Ausstrahlung durch die ARD war heftig umstritten. Aber erst durch diese Serie bürgerte sich bei den Deutschen das Wort ‚Holocaust‘ ein, das aus dem Griechischen kommt und soviel wie Brandopfer bedeutet. Ähnlich ging es dem Wort ‚Shoa‘, so nannte Claude Lanzmann seinen bedrückenden, aber einmaligen Dokumentarfilm über die Judenverfolgung ‚Shoa‘, das ist hebräisch für Unheil.

Statt ‚Holocaust‘ oder ‚Shoa‘ zu verwenden, sprach ich in meinen Moderationen deutsch, wenn dieses Thema aufkam, sprach stets von der Vernichtung der Juden.

Das hat mir am Anfang Post von Rechtsradikalen beschert, die von der Vernichtung der Juden nichts wissen wollten. Aber sie haben es sich abgewöhnt, weil ich ihnen in meinen Antwortschreiben Feigheit vorwarf, sie seien zu feige, sich etwa den Film *Shoa* oder – später – *Schindlers Liste* anzusehen. Von der „Vernichtung der Juden“ zu hören, schmerzt mehr, als vom ‚Holocaust‘ oder von ‚Shoa‘.

Das soll es aber auch.

Als ich – aus pedantischer Neigung, ich gebe es zu – einmal in der Moderation sagte: „der ‚Holocaust‘ [...]“, und dann erklärte, woher das Wort stammt und was es heute aussagt – nämlich: die Vernichtung der Juden –, sagte mir hinterher der im Studio anwesende Nachrichtensprecher: „Ach wie gut, jetzt weiß ich wenigstens, was Holocaust bedeutet.“ Ja, eine vage Vorstellung hatte er schon, so wie alle, die dieses Wort „irgendwie“ benutzen.

In den Zeiten der Finanzkrise können wir auch einen weiteren Abstecher machen und über die Ökonomisierung des Lebens – und damit der Sprache – nachdenken.

Die Ökonomisierung des Lebens bedeutet: Alle Bereiche des Handelns werden nur noch nach dem Maßstab gewertet, ob es der Ökonomie nutzt. Was der Öko-

nomie nutzt, ist gut. Die ökonomische Begründung gibt Begriffen eine positive Deutung.

Die Gier ist eine der sieben Hauptsünden. Todsünden heißen sie für andere sogar. Also nennen wir den Begriff um. Statt ‚Gier‘ sagen wir ‚Profitmaximierung‘, und schon wird aus der Sünde eine Tugend.

Nun klagte Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann jüngst in der SZ, er könne das Wort ‚Gier‘ nicht mehr hören. Von Sünden reden Sünder ungerne. Sie geben sich lieber tugendhaft, so wird Herrn Ackermann die ‚Profitmaximierung‘ genehm sein. Auch wenn dieser „Neusprech“ die Welt ins Unglück führt. Denn wir wollen nicht vergessen: Sprechen und Denken sind eins. Und aus dem Denken folgt das Handeln.

Müssen wir deshalb die deutsche Sprache vor Anglizismen schützen? Denn inzwischen gibt es keine ‚Stadtmitte‘ mehr, sondern nur noch ‚Center‘. Keine ‚Fahrkartenschalter‘ – drei Worte in einem, Mark Twain! – sondern ‚Ticketcounter‘. Und Deutschland ist sogar das einzige Land der Welt, in dem tragbare Telefone mit dem englisch klingenden Begriff ‚Handy‘ bezeichnet werden, obwohl es ihn im Englischen gar nicht gibt. In englisch sprechenden Ländern heißen diese Geräte ‚mobile‘ oder ‚cell-phone‘, die Franzosen nennen sie ‚portable‘.

Als Träger des Jacob-Grimm-Preises im Jahr 2001 hat Rolf Hochhuth ein Sprachgesetz nach französischem Vorbild gefordert.

Werfen wir also einen Blick auf das französische Gesetz für die Reinheit der Sprache. Die Regierung hat einen, dem Premierminister direkt unterstehenden Hohen Sprachkommissar eingesetzt, der eine Bibel der Sprachreinheit, das *Wörterbuch der offiziellen Neologismen* erarbeiten lässt. Dieses Wörterbuch „umfasst all jene Begriffe, die von den Terminologiekommissionen in den Ministerien geschaffen oder mit völlig neuem Sinn versehen wurden“.

Offiziell sind die Wörter, da ihr Gebrauch durch Dekrete verordnet wird. Staatlich diktiert werden so französische Worte für englische Ausdrücke: Statt ‚walkman‘ heißt es ‚baladeur‘ (Spaziergänger); aus ‚jumbo-jet‘ wird ‚grosporteur‘ (Großträger); ‚fast food‘ wird verdaulich als ‚prêt-à-manger‘ (Konfektionsessen). Doch manchmal sind selbst Beamte überfordert. Mit Beschluss vom 12. August 1976 verfügte die offenbar hilflose Terminologiekommission des Verteidigungsministe-

riums, das deutsche Wort ‚der Schnorchel‘ sei im Französischen als ‚le schnorchel‘ zu verwenden.

Die Begründung für das Gesetz zur Sprachreinheit in Frankreich klingt wie ein kabarettreifer Text. Es sei eine „unverzichtbare Waffe im Kampf um den Erhalt der nationalen kulturellen Identität. Das größte Verbrechen ist der Mord an der Sprache einer Nation. Es gibt verschiedene Arten der Kolonisation, die schlimmste ist die innere Entfremdung von der eigenen Kultur, der eigenen Sprache. Wenn die heutige Entwicklung so weitergeht, wird bald eine Handvoll Tauber über Millionen von Stummen regieren. Zum Schutz bedrohter Tierarten gibt es schon lange Gesetze. Es wurde höchste Zeit für ein Gesetz zum Schutz unserer bedrohten Sprache.“

Den Gedanken der Sprachreinheit folgend forderte Staatspräsident François Mitterrand einen seiner Minister sogar auf, sich in der Öffentlichkeit nur französisch auszudrücken. Dieser Minister, der Englisch, Deutsch und Spanisch fließend beherrschte, hatte während eines offiziellen Essens auf eine Frage von Ronald Reagan in der Sprache Shakespeares geantwortet. „Weil Ihnen so daran liegt, Ihre polyglotten Fähigkeiten auszuüben“, sagte der Staatspräsident dem Minister, „gestatte ich Ihnen eine, aber nur eine Fremdsprache zu benutzen: Spanisch.“

Aus diesen Gründen rufe ich aus: Bitte nicht! Ich möchte nicht, dass der Staat sich in die Sprache einmischt. Reicht nicht, was Beamte und Politiker für ein Chaos mit der Rechtschreibreform geschaffen haben? Die Sprache lebt im Volk. Sie verändert sich ständig, was auch das Deutsche in den nächsten Jahren erleben wird – allein durch die vielen Menschen, die aus anderen Ländern nach Deutschland eingewandert sind. Die etablierten Erwachsenen bemerken es vielleicht noch nicht. Aber Musiktexte von Einwanderern – besonders aus der Türkei – vermischen inzwischen die verschiedensten Kulturen. Und es ist auch gar nicht verwunderlich, dass nicht die Deutschen singen, sondern Türken. Die größte Nachwuchshoffnung in der Musikbranche nennt sich „Muhabbet“. Muhabbet ist ein Künstlername, und das Wort bedeutet auf Türkisch ‚Kommunikation‘. Muhabbet ist in Köln aufgewachsen und sagt über sich, er sei weder Deutscher noch Türke, sondern seine Identität sei Deutschtürke.

Vergessen wir nicht, dass französische Hugenotten zur Zeit des Großen Kurfürsten nach Deutschland auswanderten, dass Verfolgte der Französischen Revolution auch ihre Sprache mit nach Preußen brachten. Heute benutzen wir Worte, deren

fremden Ursprung wir gar nicht mehr kennen. Wenn jemand etwas ‚ratzekahl‘ abrasiert oder auffrisst, dann leitet sich dieses Wort vom französischen ‚radical‘ ab. Forschsein hat mit ‚force‘ (mit Kraft) zu tun, und der ‚Deez‘ leitet sich von der ‚tête‘ ab.

Lassen wir die Sprache leben, wenn wir sie lieben und mit ihr glücklich sein wollen. Stattdessen möchte ich dazu auffordern, mit der Sprache genau umzugehen – und sie im Sinn von Mark Twain spielerisch zu verwenden. Zu beidem erlaube ich mir, Proben meiner Arbeit vorzutragen, die als „Wettergeschichten“ lange Zeit die Tagesthemen beendeten.

Zum Thema Genauigkeit wies ich auf Folgendes „vor dem Wetter“ hin:

„Im Umgang mit Worten sind manche Leute genau so ungenau wie im Umgang mit Giften. Doch bei den Worten sind sie besonders dann ungenau, wenn sie mit den Giften nicht sorgsam genug umgegangen sind:

Nach einem Chemieunfall bei Hoechst hieß es, die ausgetretenen Schadstoffe seien mindergiftig. Wie das schon klingt. Mindergiftig ist beamtendeutsch und heißt wahrscheinlich: weniger giftig. Aber heute stellt sich heraus, dass die Firma sich auch in der Wahl des Wortes getäuscht hat. ‚Mindergiftig‘ ist nämlich auch giftig, und wie sich nun plötzlich ergibt, sind die ausgetretenen Chemikalien so giftig, dass sie als krebserregend gelten, aber vielleicht nur minderkerbserregend?“

Und mit Worten lässt sich auch trefflich spielen.

Da trudelte eine Agenturmeldung ein, ein Beamter im bayerischen Wirtschaftsministerium erlaube einem Kamelreitverein bei Nürnberg nicht, ein Kamel aus Ägypten einzuführen, denn das widerspreche der europäischen Binnenmarkt-Tierseuchenschutzverordnung (sechs Worte in einem, Mister Twain!).

Nun schimpft man ja dumme Menschen häufig ein Kamel. Doch was ist ein Kamel? Es ist – wie im Lexikon festgehalten – ein Schwielensohler. Wer hätte das gedacht. Dagegen ist der Mensch ein Sohlengänger. Nicht der Kopf, nicht der Geist, nicht die Vernunft unterscheidet Mensch und Kamel, sondern es sind die Füße! Drum kommt dabei heraus:

„In Lauf bei Nürnberg haben einige Sohlengänger einen Reitverein mit Schwielensohlern gegründet und wollen aus Ägypten ein eingerittenes Höckertier einführen. Das verbietet aber der im bayerischen Wirtschaftsministerium sitzende

Sohlgänger, der sich auf die europäische Binnenmarkt-Tierseuchenschutzverordnung über die Einfuhr von Schwielensohlern beruft. Danach kann ein Kamel aus Ungarn, aber nicht aus Ägypten eingeführt werden. Von dort soll das Tier aber kommen, weil es besonders gut eingerritten ist. Und außerdem: in Ungarn gibt es keine Schwielensohle.“ Und dann, wie gesagt: „Das Wetter.“



Preisträger, Laudatoren, Festredner (v.l.): Oberbürgermeister Bertram Hilgen, Prof. Dr. Helmut Glück, Ministerialdirigent Guenter Schmitteckert, Dr. Maïke Al-bath, Marica Bodrožić, Dr. Ulrich Gygi, Ulrich Wickert, Felicitas Schöck, Eberhard Schöck

Schlusswort

Eberhard Schöck

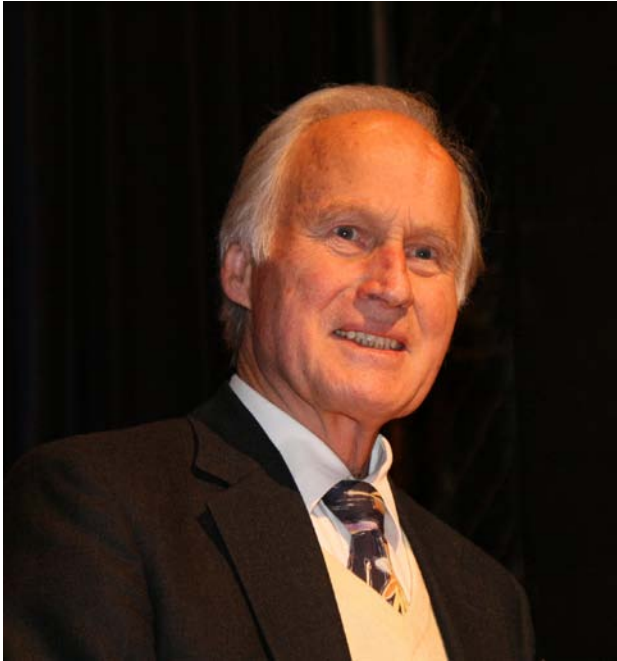
Meine Damen und Herren, aber insbesondere Herr Ulrich Wickert,

als ich den Titel Ihrer Rede zum ersten Mal gehört habe, der „Vom Glück, Deutsch zu sprechen“ heißt, habe ich irgendwo phantasiert in mir und mir eigentlich etwas ganz anderes vorgestellt als das, was Sie uns vorgetragen haben. Sie sind sehr in die Tiefe gegangen, Sie haben andere Sprachen, die Politik und vieles mehr einbezogen. Das hat mir sehr gut gefallen. Ich werde auch noch intensiver darüber nachdenken, auch wenn ich Ihre Rede dann noch einmal lese. Aber ich darf Ihnen einfach als kleines Dankeschön einen Blumenstrauß überreichen.

Wenn ich jetzt zurückschauen auf den heutigen Nachmittag, muss ich sagen, freut es mich, was wir heute schon gehört und erlebt haben. Die erste Preisträgerin, Marica Bodrožić (ich sage es immer noch nicht richtig, aber Sie verstehen das sicherlich), bewundere ich, wie man in einer zweiten Sprache sich so zuhause fühlen kann, sich so glücklich fühlen kann und dann nicht nur in der Sprache lebt, wenn man in Deutschland ist, sondern auch damit lernt und auch schreibt. Ich habe ein Büchlein von Ihnen mal gelesen, und zwar das mit dem Untertitel *Meine Ankunft in Wörtern*. Darin beschreiben Sie – wie Sie das ja auch erwähnt haben – Ihre Kindheit in Kroatien, ohne Eltern, ohne Mutter bei Ihrem Großvater, Ihre Ausreise nach Deutschland, natürlich auch, wie Sie Deutsch lieben gelernt haben. Ich bestaune das immer und immer wieder, wie Sie als Frau – ich bin überzeugt, dass die Frauen das viel besser können als wir Männer – Ihre Gefühle immer so schön zum Ausdruck bringen konnten.

Auch die Schweizer Post, an ihrer Spitze der Konzernleiter Dr. Gygi, zeigte ganz intensiv und gut, wie Sie in der Schweiz, wo man ja eher Schwitserdütsch als Hochdeutsch spricht, mit den dort auch eingeführten Anglizismen, mit den englischen Worten für Alles, umgegangen sind, die also nicht nur in Deutschland in Mode sind, sondern – das wissen wir – genauso in Österreich und der Schweiz. Ich finde es bewundernswert, dass wir Sie als Preisträger gewinnen konnten. Darüber freue ich mich sehr. Was Sie machen ist etwas, was wir in Deutschland auch lernen könnten, mehr noch, lernen sollten. Es wurde vorher bereits erwähnt, dass es bei

unserer Bundesbahn keine ‚Auskunft‘ mehr gibt, sondern nur noch den ‚Service-Point‘. Wie sollen das die 95 Prozent der Deutschen verstehen können? Irgendwie ahnt man, dass das eine Auskunft ist. Aber das sind Entwicklungen, die schlimm sind, die mir nicht gefallen, mir manchmal wehtun. Deshalb freue ich mich auch und wünsche Ihnen, dass Sie so weiterfahren, und uns, dass wir daraus lernen.



Der Stifter des Kulturpreises Deutsche Sprache
Eberhard Schöck

Herzlichen Dank, auch
an die Musikerinnen, die
uns nun noch ein Stück
vorspielen werden.

Autorenverzeichnis

Dr. Maike Albath, Journalistin und Übersetzerin

Marica Bodrožić, Schriftstellerin

Prof. Dr. Helmut Glück, Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg; Sprecher der Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache

Dr. Ulrich Gygi, Konzernleiter der Schweizerischen Post

Bertram Hilgen, Oberbürgermeister der Stadt Kassel

Guenter Schmitteckert, Ministerialdirigent, Leiter der Abteilung *Kultur und Kunst* im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Eberhard Schöck, Unternehmer; Stifter des Kulturpreises Deutsche Sprache

Felicitas Schöck, Eberhard-Schöck-Stiftung

Ulrich Wickert, Journalist und Autor

Bildnachweis: Agentur Schröder

Verzeichnis der bisherigen Preisträger

2001

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Rolf Hochhuth

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Zeitschrift „Computer-BILD“, Hamburg

2002

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Ludmila Putina

Initiativpreis Deutsche Sprache: Verein zur Förderung der pädagogischen Arbeit mit Kindern aus Zuwandererfamilien, Osnabrück

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Gemeinnützige Hertie-Stiftung, Frankfurt a.M.

2003

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Christian Meier

Initiativpreis Deutsche Sprache: Projekt DeutschMobil

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Versandhaus Manufactum

2004

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Vicco von Bülow

Initiativpreis Deutsche Sprache: *Irgendwo in Deutschland* (Netzwerk für deutschsprachige Musik, Literatur und deutschen Film)

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Redaktion der Stuttgarter Zeitung

2005

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Paul Kirchhof

Initiativpreis Deutsche Sprache: Axel Gedaschko, Landrat des Kreises Harburg

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Das Ding (SWR-Jugendsender)

2006

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Günter de Bruyn

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Weleda AG, Schwäbisch Gmünd

2007

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Frank Schirrmacher

Initiativpreis Deutsche Sprache: Deutsche Bibliothek Helsinki

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Redaktion der Zeitschrift *Angewandte Chemie*,
Weinheim

2008

Initiativpreis Deutsche Sprache: Marica Bodrožić

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Schweizerische Post

Was will der Kulturpreis Deutsche Sprache?

Der Kulturpreis Deutsche Sprache wird von der Eberhard-Schöck-Stiftung und vom Verein Deutsche Sprache e.V. gemeinsam verliehen. Er besteht aus dem Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache, dem Initiativpreis Deutsche Sprache und dem Institutionenpreis Deutsche Sprache. Die Preise wurden erstmals im Herbst 2001 in Zusammenarbeit mit der Brüder-Grimm-Gesellschaft e.V. und im Einvernehmen mit der Henning-Kaufmann-Stiftung in Kassel vergeben. Über die Preisträger entscheidet eine unabhängige Jury aufgrund der ihr vorgelegten Vorschläge.

Die deutsche Sprache hat sich über 1200 Jahre hin zu ihrem heutigen Stand entwickelt. Sie hat im Verlauf dieses Zeitraums Höhen und Tiefen erlebt, sie hat substantielle Anleihen bei anderen Sprachen gemacht und daraus großen Gewinn gezogen. Sie war ihrerseits Vorbild für andere Sprachen, die dem Deutschen in ihrer Entwicklung vieles verdanken. Die deutsche Sprache war und ist der Stoff, aus dem einzigartige poetische Kunstwerke geformt wurden. Sie diente den deutschsprachigen Völkern in allen Abschnitten ihrer Geschichte als differenziertes und flexibles Verständigungsmittel und seit wenigstens 300 Jahren auch als Sprache von Bildung, Wissenschaft und Literatur. Sie wurde geliebt, gepflegt und geachtet, aber auch durch Gleichgültigkeit, Überheblichkeit und Dummheit entwürdigt. Immer wieder wurde deshalb aufgerufen zu ihrem Schutz vor Verwahrlosung und ihrer Verteidigung gegen Geringschätzung: Martin Luther, Gottfried Wilhelm Leibniz, Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, Johann Wolfgang von Goethe, Jacob Grimm, Arthur Schopenhauer und Karl Kraus gehören zu den Vorkämpfern für ein klares und schönes Deutsch.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache stellt sich in diese Tradition, namentlich in die Tradition der Aufklärung. Die Sprachkritik der Aufklärung zielte darauf ab, das Deutsche allen Bevölkerungsschichten als Verständigungsmittel verfügbar zu machen und niemanden aufgrund mangelnden sprachlichen Verständnisses von den öffentlichen Angelegenheiten auszuschließen. Sie kämpfte für ein klares, verständliches und prägnantes Deutsch. Dazu gehörte die kritische Auseinandersetzung mit dem Alamode-Deutsch des 18. Jahrhunderts. Ein hoher Anteil an französischen Elementen bewirkte damals für große Bevölkerungsgruppen Verständnisprobleme. In der Gegenwart verursacht ein Übermaß an englischen Elementen in

vielen Bereichen vergleichbare Probleme. Ganze Gruppen der Bevölkerung sind von der Kommunikation in einigen wichtigen Bereichen bereits ausgeschlossen, ganze Handlungszusammenhänge gehen der deutschen Sprache verloren. Das ist für eine Kulturnation in einem demokratischen Staat nicht hinnehmbar.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache dient der Erhaltung und der kreativen Entwicklung der deutschen Sprache. Er möchte kulturelle und sprachliche Selbstachtung und entsprechendes Selbstbewußtsein in einer demokratischen, offenen und europäisch orientierten Gesellschaft fördern. Das ist eine Voraussetzung für einen verantwortlichen und bewußten Umgang mit unserer Sprache: Wer kein positives Verhältnis zu den

Ländern des deutschen Sprachraums und ihrer Kultur hat, wird auch kein positives Verhältnis zur deutschen Sprache finden können. Dazu möchte der Kulturpreis Deutsche Sprache beitragen. Er dient aber auch der Völkerverständigung und der europäischen Integration, denn die deutsche Sprache ist ein Band, das uns mit anderen Völkern verbinden kann. Er möchte die deutsche Sprache als würdigen Gegenstand des Fremdsprachenlernens erhalten, und er soll deutlich machen, daß das Deutsche immer noch eine der



Der Ort der Veranstaltung: das Kongress Palais Kassel

großen europäischen Kultursprachen ist, um die es sich zu bemühen lohnt – ebenso wie es sich in Deutschland lohnt, andere Kultursprachen zu lernen. Er möchte anderen Nationen zeigen, daß die deutsche Sprache in Deutschland geschätzt und geliebt wird, daß sie nicht abgeschrieben ist, daß niemand auf dem Weg zum Deutschen den Umweg über das Englische nehmen muß und daß wir uns für die Zukunft unserer Sprache auch in den internationalen Beziehungen einsetzen werden.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache ist kein Literaturpreis, sondern eine Auszeichnung, die hervorragenden Einsatz für die deutsche Sprache und zukunftsweisende, kreative sprachliche Leistungen in deutscher Sprache anerkennt.

Der Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache ist mit € 30.000 dotiert. Er zeichnet beispielhafte Verdienste bei der kreativen Weiterentwicklung unserer Sprache und phantasievolle Beiträge zur Erweiterung ihres Funktionsspektrums aus. Er wird Persönlichkeiten verliehen,

- die sich besondere Verdienste um die Anerkennung, Weiterentwicklung, den Erhalt und die Pflege der deutschen Sprache als Kultursprache erworben haben – sei es in literarischen Werken, sei es in wissenschaftlichen Essays oder Abhandlungen, sei es in der politischen Rede oder Publizistik, oder
- die das Ansehen der deutschen Sprache als Kultursprache vermehrt und ihre Bedeutung und Verbreitung als Fremdsprache gefördert haben.

Der Initiativpreis Deutsche Sprache ist mit € 5.000 dotiert. Er wird Personen, Gruppen und Einrichtungen verliehen, die Ideen für die Förderung und Weiterentwicklung der deutschen Sprache umgesetzt oder Vorbilder für gutes, klares und elegantes Deutsch in literarischen Texten, in wissenschaftlichen Abhandlungen, in der politischen Rede, in Texten zu Musikstücken oder in der Publizistik gegeben haben. Er wird auch jüngeren Menschen verliehen, die souveräne sprachliche Leistungen vorgelegt haben, denn er soll die junge Generation anregen, ein zeitgemäßes, zukunftsgerichtetes Deutsch zu schreiben und zu sprechen.

Der Institutionenpreis Deutsche Sprache ist undotiert. Er wird Einrichtungen oder Firmen verliehen, die sich im Alltag von Wirtschaft, Politik oder Verwaltung um ein klares und verständliches Deutsch bemüht und gezeigt haben, daß man die deutsche Sprache auch dort flexibel, klar und ohne Verrenkungen verwenden

den kann. Begründete Vorschläge für die einzelnen Abteilungen des Kulturpreises Deutsche Sprache nimmt die Jury entgegen. Stichtag ist der 15. April. Der Jury gehören an:

Prof. Dr. Helmut Glück (Bamberg) als Sprecher,

Prof. Dr. Walter Krämer (Dortmund),

Dipl.-Ing. (FH) Eberhard Schöck (Baden-Baden).

Die Entscheidungen der Jury sind nicht anfechtbar.

Kontakt

Kulturpreis Deutsche Sprache
Die Jury
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Deutsche Sprachwissenschaft
Prof. Dr. Helmut Glück
96045 Bamberg

Der Kulturpreis Deutsche Sprache wird vergeben von der
Eberhard-Schöck-Stiftung
Vimbucher Straße 2
76534 Baden-Baden
Telefon (07223) 967-371

und dem
Verein Deutsche Sprache e.V.
Postfach 104128
44041 Dortmund
Telefon (0231) 794 85 20

www.kulturpreis-deutsche-sprache.de
E-Mail: helmut.glueck@uni-bamberg.de